16/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

BAM und dann?

Lebens-Erwartungen der neuen sibirischen Ureinwohner

Bärenspaß

Eisbären auf Schlittschuhen in der Arena

Bitterer Hibiscus

Xu Songzi in Chinas preisgekröntem Film von Karlovy Vary

Reportage
Vor vier Jahren wurde das letzte BAM-Gleis verlegt – jetzt besuchten FW-Reporter die neuen Ureinwohner Sibiriens, untersuchten, was dazu gehört, sich dort seßhaft zu machen **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Dokumentation
Thomas Mann: Gedanken in drei Kriegen **Seite 16**

Sport
Bubkas Doppel und Tschistjakowas Erstlingswerk **Seite 20**

Manegenreport
Eisbären in Schlittschuhstiefeln – eine neue Glanznummer des Sowjetischen Staatszirkus **Seite 22**

Memoirenserie
Erinnerungen von Andrej Gromyko **Seite 26**

Vorolympische Schlaglichter
Rhythmische Sportgymnastik – Folge 2 **Seite 28**

Literatur
Leo Kossouth – leitender Lektor für Sowjetliteratur im Verlag Volk und Welt **Seite 30**

Handwerk
Fässer aus Bulgarien **Seite 32**

Erzählung
Aus den Tagebüchern der Sofja Andrejewna Tolstaja **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rästel **Seite 38**

Kinderserie
„Die beiden Brüder“ **Seite 40**

Kennwort Doktorhut
Leserecho zum 10jährigen Kosmos-Jubiläum UdSSR–DDR **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Medizin
Neue Lebenschancen für Leukämiekranke **Seite 46**

Landwirtschaft
Erntehoch im Tal der Rosen **Seite 50**

Film
Von den Festspielen in Karlovy Vary **Seite 52**

Titelfoto:
Lothar Willmann fotografierte in Karlovy Vary die chinesische Schauspielerin Xu Songzi

Redaktionsschluß für dieses Heft: **25. 7. 1988**

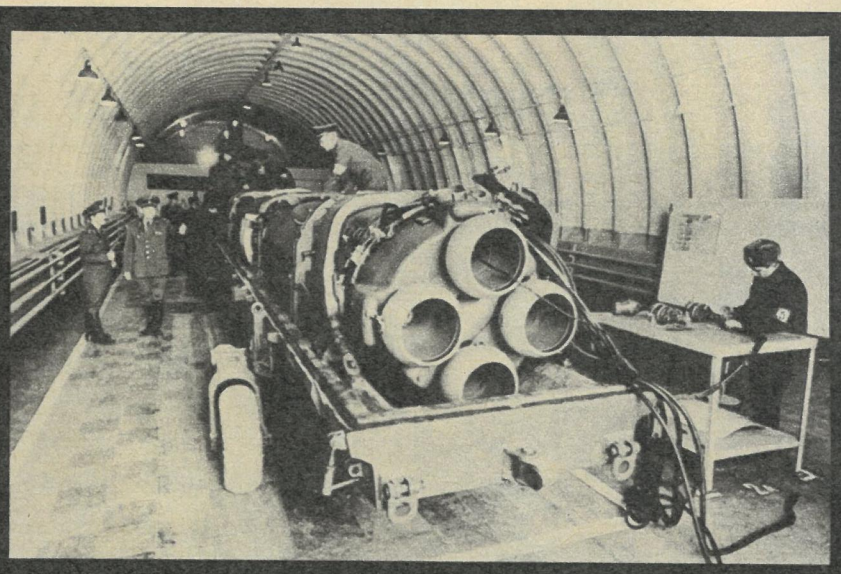
Raketen-Pioniere a. D ...

...Umwelt-Schützen in spe

„Die anhaltende Gefahr einer nuklearen Katastrophe, die sich häufenden ökologischen Notsituationen sowie Verletzungen des Gleichgewichts in der Natur bestätigen, daß alle Staaten der Welt heute mehr denn je ökologisch voneinander abhängig sind. Das Leben selbst verlangt nachdrücklich, daß die internationale Gemeinschaft ihre Anstrengungen vereint, um die Umweltprobleme gemeinsam effektiv zu lösen."

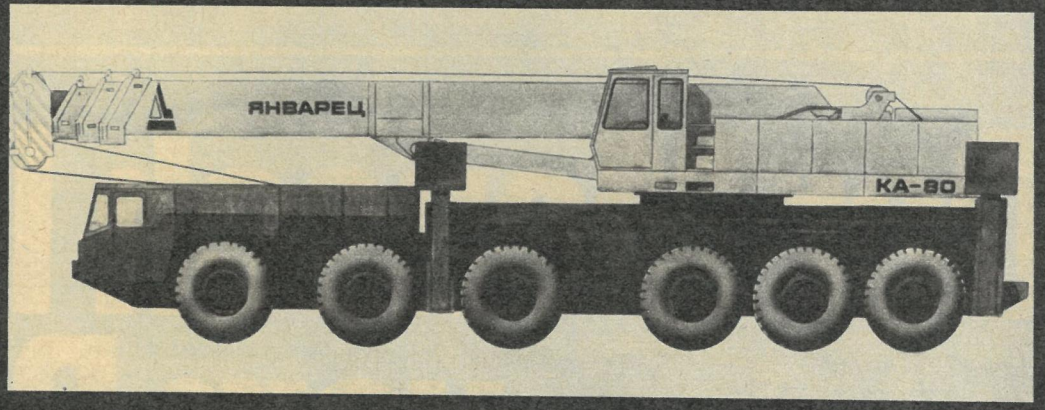
Ein Zitat aus dem Dokument einer Militärkoalition. Ein in der Geschichte von Militärpakten bisher beispielloser Vorgang, der künftig beispielgebend sein könnte. Geschehen in der polnischen Hauptstadt, Mitte Juli dieses Jahres auf der Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages. Das sozialistische Verteidigungsbündnis, hier vor dreiunddreißig Jahren entstanden, legte neue Vorschläge für Abrüstung, Vertrauen und Sicherheit, für die internationale Zusammenarbeit vor.
Synchron zur Vernichtung der ersten Mittelstreckenraketen in Kasachstan und im Wolgagebiet von Kapustin Jar und zum Umbau der mobilen Abschußrampen zu Baufahrzeugen in Odessa schlagen die sozialistischen Staaten in ihrer Erklärung von Warschau eine Reihe neuer weitgehender vertrauensbildender Maßnahmen vor. Reduzierung der Raketenarsenale und der konventionellen Streitkräfte, Beseitigung von militärischen Asymmetrien, vollständige Verbote der Kernwaffentests und der chemischen Kampfmittel. Und dazu nun das Dokument: „Die Folgen des Wettrüstens für die Umwelt und andere Aspekte der ökologischen Sicherheit." Es steht in ursächlichem Zusammenhang mit der militärischen Abrüstung. Noch nie war die Erde so verwundbar wie durch Produktion und Lagerung von chemischen und nuklearen Waffen. Welche hoffnungsvolle Perspektive sich dem Kontinent eröffnen könnte, auf dem sich die Militärblöcke von NATO und Warschauer Vertrag gegenüberstehen, formuliert dieses Dokument so: „Die Sorge um die ökologische Ordnung, die Gesundheit der Menschen, die Sauberkeit der Luft und die Reinheit des Wassers würde zum Gesamtanliegen aller europäischen Staaten werden und einen gebührenden Platz im gesamteuropäischen Prozeß einnehmen. Das würde der Idee eines einheitlichen Europas des Friedens und der Zusammenarbeit und des ‚gemeinsamen europäischen Hauses' in höchstem Maße entsprechen."
Das erste Konzept für eine ökologische Sicherheitsstrategie, geboren aus nüchterner Analyse, wissenschaftlicher Voraussicht, staatspolitischer Verantwortung und humanistischer Haltung.
Ein Militärbündnis dehnt seine Schutzmissionen auf Natur und Umwelt aus, auf Luft, Wasser und Wald. Es verteidigt jenen Planeten Erde mit seinen Ozeanen und Kontinenten, der nach DDR-Kosmonaut Sigmund Jähn aus dem All aussieht wie eine zerbrechliche gläserne Kugel und über ein in Milliarden Jahren entstandenes Lebenserhaltungssystem für alle Kreaturen verfügt, das heute in Jahren, Monaten oder gar in Sekunden zerstört werden kann.
Schutz dieses irdischen Lebenserhaltungssystems durch weitere Abrüstung und mit Budgetmillionen, die der Waffentechnik entzogen werden. Eine völlig neuartige Strategie, die zur allgemeingültigen Doktrin aller Staaten werden könnte.

Karl-Heinz Eyermann



Die letzten Handgriffe der Raketen-Pioniere: Mittelstreckenraketen werden für die Vernichtung auf dem Sprengplatz Saryosek demontiert.

Der letzte Schuß geschieht ohne Startrampe: Mittelstreckenraketen werden in der Kasachischen Steppe gesprengt.



In Odessa beginnt ein neues Kapitel: Mobile Raketenstartrampen werden im „Januar-Aufstand" – Werk für nützliche Zwecke umgerüstet. Sechsachser verlassen die Montagehallen als Auto-Drehkräne für 80 Tonnen Hebelasten auf den Baustellen im Land.

Fotos: APN; ZB/TASS

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein

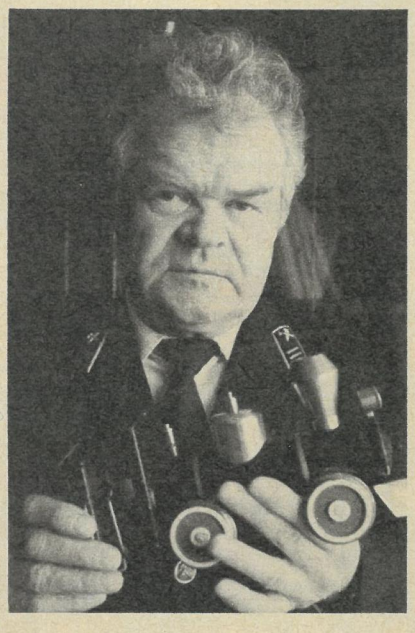
Ein Beitrag unserer
Moskauer Korrespondenten
Bernd Siegmund (Text)
und Volkmar Billeb (Fotos)

Mit einem Riesenfest wurde im September 1984 das letzte, das „Goldene Gleis“ der BAM verlegt. Um 16.10 Uhr Ortszeit gaben die beiden Brigadiere Iwan Warschawski und Alexander Bondar das entscheidende Kommando. Sekt und Tränen der Freude versiegelten den Schienenstrang. Als der Jubel verrauscht war, kam die Ernüchterung. Zwar lag das Gleis, 2300 Kilometer Wildnis waren bezwungen. Ein Jahrhundertwerk vollbracht, in nur elf Jahren. Eine in der Welt einmalige Leistung. Doch ein dickes Minuszeichen stand und steht vor wichtigen Worten: Wohnungsbau, Arbeitsplätze, Kinderkrippen, Kultur, geistiges Leben ... Zu vieles fehlt den neuen Ureinwohnern in den Städten entlang der BAM. FREIE WELT besuchte Sewerobaikalsk, um zu erfahren, welche Mühen es macht, Vorzeichen zu ändern.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein

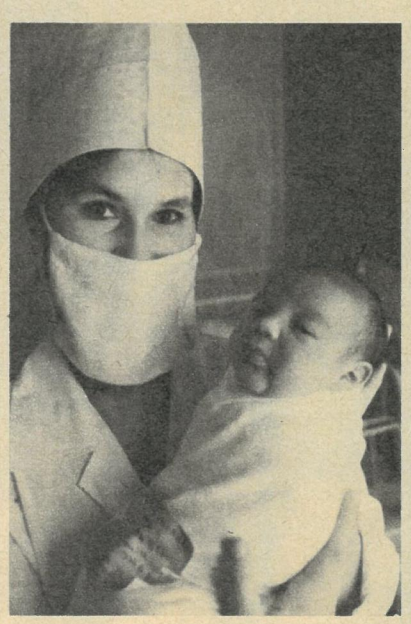
Wir machten eine kleine Umfrage in Sewerobaikalsk. Sie ist weder repräsentativ, noch erhebt sie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Sie ist ein Stimmungsbarometer, zeigt, wie die Leute zu ihrer Stadt stehen. Wir fragten:

1. **Wollen Sie in Sewerobaikalsk seßhaft werden, hier Wurzeln schlagen?**
2. **Was gefällt Ihnen an dieser Stadt?**
3. **Was vermissen Sie am meisten?**



Anatoli Lebedjew, 56, Direktor des Lokomotiv-Depots, Heimatstadt Simferopol, seit 1986 an der BAM:

1. Ich bleibe nur bis zur Rente, dann gehe ich zurück nach Simferopol. Mein Herz gehört dem Süden.
2. Die sibirische Großzügigkeit, die Arbeit. Alle Kenntnisse werden gebraucht. Man kann sich richtig ausleben.
3. Das geistige Klima fehlt mir sehr. Kein Theater, kein Kino…



Larissa Tschedwerik, 42, Ärztin, Heimatstadt Bratsk, seit 1981 an der BAM:

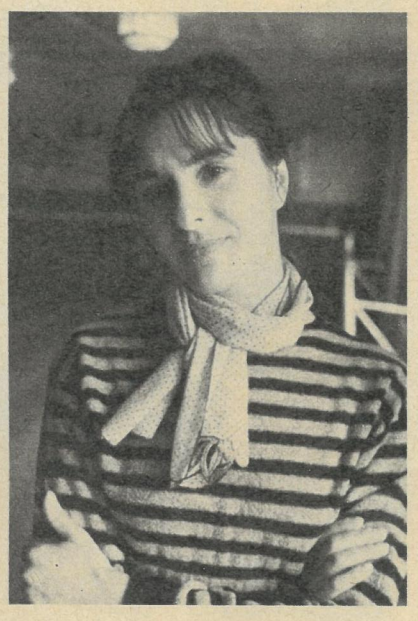
1. Nein, ich bleibe nicht hier. Die Eltern meines Mannes sind sehr alt. So sind wir gezwungen, nach Hause zu fahren.
2. Der Baikalsee. Blumen, die Natur.
3. Am meisten vermisse ich eine neue Entbindungsklinik. Wir brauchen sie dringend. Und privat… Mir fehlt die Theateratmosphäre.

Wladimir Osipshuk, 44, Traktorist, Heimatort: ein Dorf im Rowenskaja Oblast, seit 1975 an der BAM:

1. Keine Frage. Ich habe hier alles.
2. Die junge Stadt gefällt mir.
3. Mir fehlt nichts. Alles ist normal.

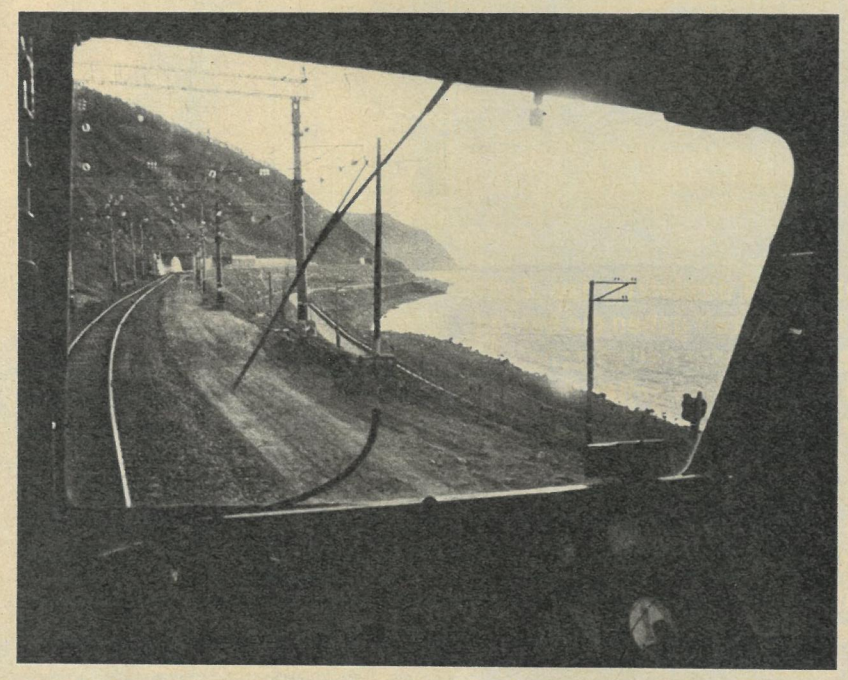
Olga Maturina, 21, Köchin, Heimatstadt Lipezk, seit 1985 an der BAM:

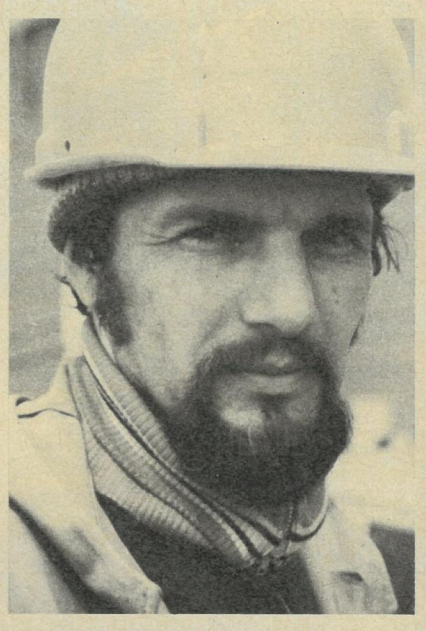
1. Ja, ich habe hier geheiratet, im August kommt unser erstes Kind, die Stadt ist meine Heimat geworden.
2. In erster Linie der Baikalsee, die Berge, der Winter.
3. Am meisten vermisse ich eine Wohnung. Wenn ich die habe, ergibt sich alles andere von selbst.



Nadeshda Danilowa, 28, Lehrerin, Heimatstadt Brjansk, seit 1984 an der BAM:

1. Ja, ich will hier Wurzeln schlagen, heiraten, eine Familie gründen.
2. Es gibt wirklich interessante Menschen bei uns.
3. Die kulturellen Verhältnisse gefallen mir noch nicht. Es finden so selten Veranstaltungen statt.





Wladimir Gorbatenko, 44, Montagearbeiter, Heimatstadt Dnepropetrowsk, seit 1977 an der BAM:

1. Im Prinzip ja. Das hängt davon ab, ob ich auch weiterhin gute Arbeit finde. Die BAM ist fertig, es ist schwierig.
2. Klima, Natur, zu Hause habe ich davon geträumt, mal als Tourist zum Baikalsee zu kommen.
3. Am meisten vermisse ich großstädtisches Leben. Es ist manchmal sehr langweilig hier.

160 000 Rubel hat man in der Sparkasse von Sewerobaikalsk für uns aufgestapelt. Ein kleiner Teil nur des Geldes, das sich die Bürger von Sewerobaikalsk zusammengespart haben: 27 Millionen.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein

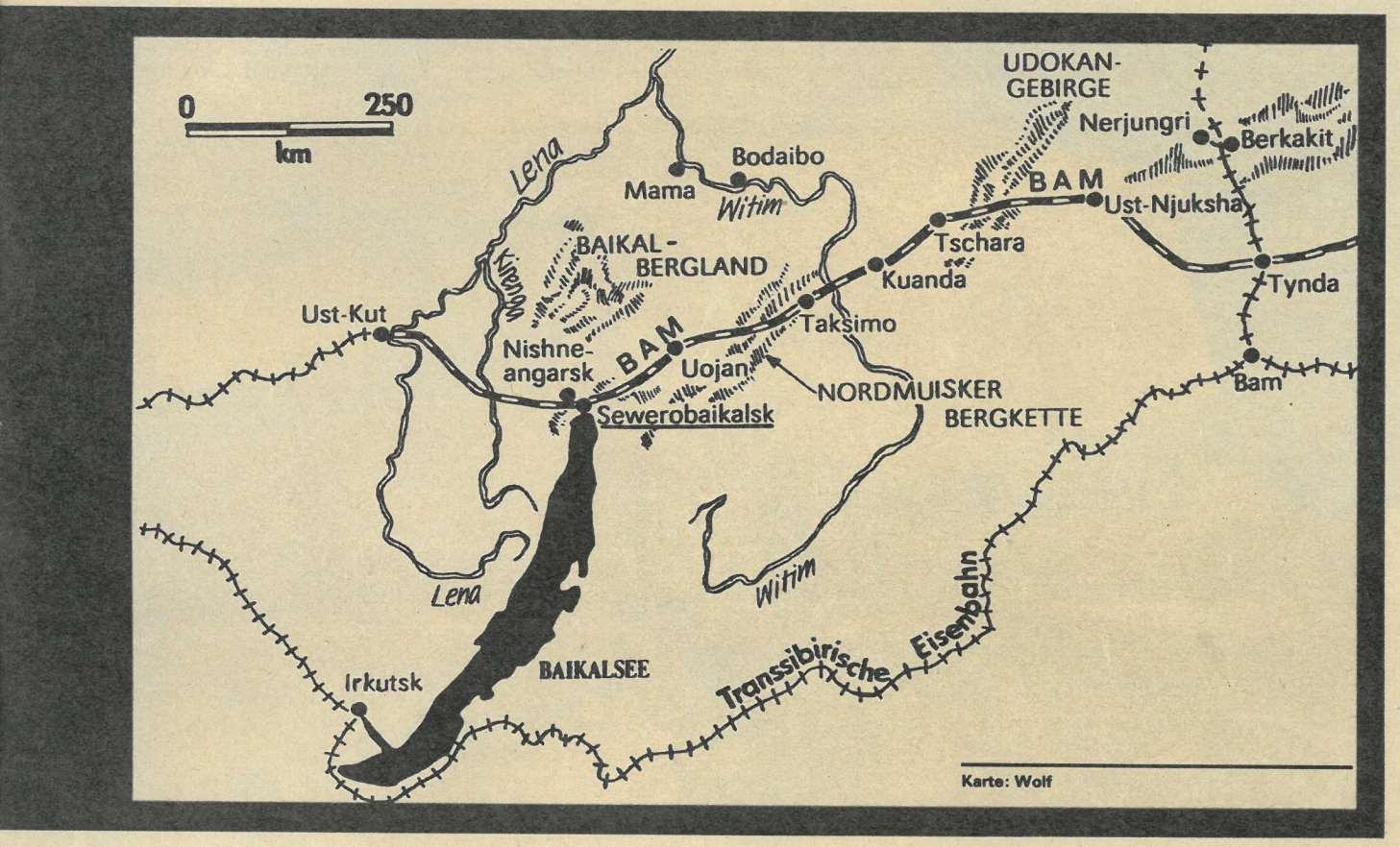
Wir schreiben den 19. Mai 1988. Mit weißem Kittel, weißer Mütze und einer Mullbinde vor dem Mund, so stehen wir im einzigen Entbindungshaus von Sewerobaikalsk. Und bewundern den jüngsten Bürger der Stadt. Es ist ein Junge. Er schreit wie am Spieß. Spät in der Nacht wurde er geboren. Um 23.16 Uhr des 18. Mai. 53 Zentimeter groß ist der kleine Kerl, 3600 Gramm schwer. Sein Vater arbeitet als Kraftfahrer, seine Mutter ist Inspektorin bei der Eisenbahn. Noch hat der neue Erdenbürger keinen Vornamen. Aber immerhin: Er genießt den Ruhm des Jüngsten.

ist der Frühling da. Endgültig. Alle warten auf den Südwind, der das Eis vom Ufer losreißt, es vor sich hertreibt bis zur Erschöpfung. Bis zu dem Moment, da Eis wieder zu Wasser wird.

Als der lange, eiserne Weg nach Osten, von Ust-Kut an der Lena bis hin zum Stillen Ozean geschlagen, als der Schienenstrang endlich lag, war ein großer Sieg errungen über die verträumte Natur. Das Land der BAM-Zone, reich an Kupfer, Eisenerz, Kohle, Holz, Gold und Diamanten, an Blei, Zinn, Molybdän, Asbest, aber ebenso an Hitze und Kälte, an Erdbeben und Dauer-

Holzstadt, als Steinstadt. Nur schnell vorwärts, so hieß in den Anfangsjahren die Devise. Das Gefühl auskosten, der Erste zu sein. Oder wenigstens der Zweite, der Dritte. Es war wie ein Fieber. Jedes Meter Gleis zählte. Niemand gab sich ab mit solchen ‚Kleinigkeiten' wie dem Wohnungsbau. Sewerobaikalsk wuchs – ebenso wie andere Städte – bis 1980 völlig wild herum. Wohnviertel entstanden ohne sichtbare Architektur, Häuser ohne Plan."

Wie aus dem Würfelbecher getrudelt, so stehen sie noch heute in der Gegend herum. Zeugen der Grün-



Karte: Wolf

Lange wird der nicht währen. „Zwei Mütter quälen sich gerade", sagt die Ärztin.

Wird „Vornamenlos" Kisseljow in seiner Heimatstadt einmal Wurzeln schlagen? Eine glückliche Kindheit verbringen, eine ordentliche Ausbildung erhalten, wird er Eisenbahner werden oder Dichter, heiraten, Kinder zeugen, ein Haus bauen? Wird er all seine Träume verwirklichen können?

Oder wird er der Stadt den Rücken kehren?

Enttäuscht, weil sie ihm schlechtere Chancen bietet als beispielsweise Irkutsk, weniger Komfort als Ulan-Ude, nicht so viel geistige Nahrung wie Tjumen...

Baby Kisseljow ahnt nichts von all den Fragen. Es schreit. Ist das eine Antwort?

Das Ende eines Abenteuers

Hinter uns Natur. Unberührte Erdbeschreibung. Die Taiga. Still liegt der Baikalsee. Noch ist er zugefroren. Aber das Eis taut. Die Sonne am grenzenlosen Himmel hat schon genügend Kraft. Vielleicht eine Woche, vielleicht auch zwei, dann

frostböden, an Sümpfen und Moskitos, das Land hatte sich nach Kräften gewehrt. Aber der Mensch war stärker. Er eroberte mit Mut und Tatkraft ein fast menschenleeres Gebiet, in dem nur Flüsse und Berggipfel Namen trugen. Ewenkische. „Reines Wasser". „Tausend Fische". „Reich an Gold". Bildhafte Namen, die wie ein Mythos klingen.

Am Ufer des Baikalsees liegt die Stadt. Jung noch, am 5. November 1980 wurde sie gegründet. Sie hat sich hineingefressen in den Wald. Eine noch nicht verheilte Wunde. Von den Bergen herab, die sich im Rücken von Sewerobaikalsk erheben, hat man einen guten Blick auf das Menschenwerk. Da ist das neuerbaute Zentrum mit seinen sechsgeschossigen Hochhäusern, da der Bahnhof, Baukräne recken sich gen Himmel, Fabrikschornsteine. Ihnen zu Füßen wie eine Spielzeugstadt: ein Chaos aus kleinen, mickrigen Häusern.

„Jede BAM-Stadt", sagt Wladimir Matwejewitsch Nichlanow, 2. Sekretär des Stadtparteikomitees, „wurde mindestens dreimal erbaut. Als Waggon- und Zeltstadt, als

derzeit. Sagen wehmütig die einen. Angeklagte der Vergangenheit. Meinen bissig die anderen.

Wir fahren mit Wladimir Nichlanow durch das ererbte „Negativ-Konto" der Stadt. Hier leben zehntausend Menschen. Ein Drittel der Bevölkerung von Sewerobaikalsk. In Blechwaggons aus der Gründerzeit. Zeugen oder Angeklagte?

Diese Wohnbüchsen haben in ihrem Inneren zwei Räume. Eine kleine Küche und ein Zimmer zum Wohnen, Schlafen, Lieben, Essen, Arbeiten, Feiern. Mit und ohne Kinder, so leben hier die Familien. Zeitweilige Siedlung ist die exakte Bezeichnung. Doch so hieß sie schon 1974. Niemand hätte in den Jahren des großen Fiebers geglaubt, daß auch heute noch Menschen darin leben würden. Die Romantik dieser Waggons jedenfalls, einst viel besungen, ist längst ausgezogen.

Was heißt zeitweilig? Sind damit zehn Jahre gemeint, zwanzig oder dreißig?

„Nein", sagt Wladimir Nichlanow. „Mit dem Wohnungsbauprogramm der Partei ist der Begriff ‚zeitweilig' wieder exakt definiert. Bis zum Jahr 2000 wird auch diese Siedlung verschwunden sein. Leider wurden während des Baus der Eisenbahnlinie siebzig Prozent aller veranschlagten Mittel für den Bedarf der Produktion ausgegeben, nur dreißig Prozent für die Bedürfnisse des Menschen. Das verursachte einen akuten Mangel an Wohnungen und Nachfolgeeinrichtungen wie Schulen, Kindergärten, kulturelle Stätten, sorgte für schlechten sozialen Komfort in den Siedlungen und Städten. Eine große Kluft hat sich aufgetan."

Das sind die Fakten: Alle sechzig neuen Städte entlang der großen Eisenbahnlinie stecken baulich noch in den Kinderschuhen. Weiter: Nicht nur die der Eisenbahn eigene Produktionsinfrastruktur – Rangieranlagen, Lokomotiv-Depots, Werkstätten, Verladebahnhöfe – ist noch unterentwickelt, auch die ökonomische Basis für den so wichtigen zweiten Schritt, die Erschließung der 1,5 Millionen Quadratkilometer großen BAM-Zone, muß noch geschaffen werden.

„Neue Prioritäten sind gefragt", sagt Wladimir Nichlanow. „Wir müssen jetzt vorrangig die soziale Basis aufbauen, mehr Aufmerksamkeit den Formen und Methoden der Erschließung neuer Gebiete widmen. Wir müssen die Migrationsprozesse, also die Wanderbewegung innerhalb der Bevölkerung, genau studieren. Wir brauchen, langfristig gesehen, einen festen Kaderstamm." Das Abenteuer BAM ist zu Ende. Bis 1990, bis zur Aufnahme des ständigen Fahrbetriebs, bleibt noch viel zu tun. Das Gleisbett muß an bestimmten Stellen, vor allem auf Dauerfrostboden, monatlich neu justiert werden, da die unterirdischen Bewegungen des Bodens noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Außerdem muß der letzte Teil der geplanten Elektrifizierung endgültig im nächsten Jahr abgeschlossen werden.

Erst jetzt ist klar: Die achtziger Jahre begannen an der BAM mit deutlicher Verspätung.

Produktivkraft Liebe

Irren ist menschlich. Sagt man. Sewerobaikalsk ist solch einem Irrtum aufgesessen. Die Stadt, einst geplant für zehntausend Menschen, muß heute dreißigtausend in ihren Mauern verkraften. Zwei Faktoren hat man bei der Planung am grünen Tisch unterschätzt.

Erstens: die Produktivkraft Liebe! Bei einem Durchschnittsalter der Bevölkerung von 26 Jahren bleiben Kinder nicht aus. Zweitens: Man war sich nicht im klaren darüber, daß auch Helden müde werden können. Ein großer Teil der BAM-Erbauer, das weiß man heute, hatte das Wanderleben satt. Und suchte sich ein Plätzchen, um seßhaft zu werden. Sewerobaikalsk mit seiner wunderschönen Natur schien dafür wie geschaffen.

„Das größte Problem", sagt Wladi-

mir Nichlanow, „das wir in diesem Zusammenhang lösen mußten, war die Umschulung der Leute. Die Streckenarbeiten waren abgeschlossen. Wir brauchten keine Holzfäller mehr, keine Gleisarbeiter. Dafür aber Bauleute aller Fachrichtungen. Monteure, Maurer, Zimmerleute, Maler, Elektriker... Und so galt für die Helden der BAM: Schulbank drücken. Ehemalige Brückenbauer errichten jetzt Wohnungen, Bulldozzer-Fahrer oder Schienenverleger sind damit beschäftigt, die industrielle und soziale Infrastruktur unserer Stadt zu verbessern."

Man ist auf dem richtigen Weg. Aber wie das manchmal so ist: Wer keine Probleme hat, macht sich welche. Unter diesem Motto findet zur Zeit eine Diskussion in der Presse statt, die wie ein Damokles-Schwert über der Zukunft von Sewerobaikalsk hängt. Es gibt ernsthafte Bestrebungen, vor allem von Vertretern der Industrie, die Bevölkerungszahl der Stadt in Richtung hunderttausend zu treiben. Gigantismus oder Notwendigkeit? Was meint Wladimir Nichlanow dazu?

„Ja, die Frage wird heiß diskutiert. Die Mehrzahl der Bevölkerung aber ist dagegen. Es ist auch nicht einzusehen, warum die Stadt so groß werden soll. Natürlich läßt sich alles begründen. Ich habe da eine ganz klare Meinung. Die Stadt darf nicht weiterwachsen. Im Interesse der Menschen. Im Interesse des Baikalsees. Wir haben genug zu tun, um die Arbeits- und Lebensbedingungen für dreißigtausend Menschen zu verbessern."

Große Unterschiede bestehen zwischen den einzelnen Territorialen Produktionskomplexen an der BAM. Nicht nur in industrieller Hinsicht, auch in klimatischer. Während das Wetter in Südjakutien beispielsweise extrem menschenunfreundlich ist, läßt es sich hier nördlich vom Baikalsee durchaus genüßlich leben. Diese Tatsache ist unter anderem ein Grund für die magische Zahl hunderttausend! Die Stadtväter von Sewerobaikalsk wissen das. Und sie haben eine plausible Konzeption. Die sieht vor, aus der Stadt und ihrer Umgebung ein Erholungs- und Touristenzentrum zu machen. Das ganze Gebiet soll Bestandteil eines großen Nationalparks werden, der sich rund um den größten Süßwasser-See der Welt zieht.

Aber auch der Tourismus hat seine Umweltgefahren!

„Ja", sagt Wladimir Nichlanow, „deshalb bin ich gegen jeden Gigantismus. Der Baikalsee gehört nicht nur uns. Er gehört der ganzen Welt. Alles, was hier geschieht, muß in dem Rahmen bleiben, den der See uns setzt. Darum: keine hunderttausend. Und auch kein Massentourismus."

Der Priorität des Umweltschutzes für das Heilige Meer hat sich auch die Industrie zu beugen. Der größte Betrieb der Stadt ist das Lokomotiv-Depot. 2500 Menschen arbeiten hier. Sie warten und reparieren die großen Diesel- und Elektrolokomotiven. Das Depot ist verantwortlich für einen Streckenbereich der BAM von tausend Kilometern. Alles, was zwischen Ust-Kut und Taksimo fährt, wird in Sewerobaikalsk auf Herz und Nieren geprüft. Noch schöpft das Werk nicht seine volle Kapazität aus. Inhaltlich paßt das Lok-Depot genau in das Konzept der Stadt. Es bietet eine breite Palette von Berufsbildern an, sorgt für eine große Anzahl von attraktiven, gut bezahlten Arbeitsplätzen und belastet die Umwelt nicht.

„Die Ministerien rennen uns die Haustür ein", sagt Wladimir Nichlanow. „Schließlich weiß man nach der herben Kritik an der Baikal-Amur-Magistrale im ganzen Land, daß wir mit viel Kraft und Elan dabei sind, die dringend notwendige Infrastruktur aufzubauen. Jeden Monat, jede Woche kommen Angebote von Industriezweigen, die den Standort Sewerobaikalsk mit einem Werk beglücken möchten. Wir überlegen genau. Chemie kommt nicht in Frage, auch keine Zellulose-Industrie. Jetzt gibt es ein Angebot aus der Textilbranche. Ein Werk für Kinderbekleidung soll bei uns entstehen. Genau das, was wir suchen. Die Textilindustrie schafft Arbeitsplätze für Frauen, die Luft bleibt sauber, der See rein. Ein Hintergedanke: Schließlich werden die Produkte unsere Geschäfte bereichern. Wichtig für eine kinderreiche Stadt."

Money, Money, Money...

Die Entwicklung der geistigen Umwelt und die Gestaltung der Freizeit... das sind soziologischen Erkenntnissen zufolge zwei der wichtigsten Faktoren, um Menschen dauerhaft an Sibirien zu binden. Für Jugendliche haben sie sogar mehr Zugkraft als eine gut gefüllte Lohntüte. Sagen die Soziologen.

Wenn dem so ist: Sewerobaikalsk hat kein Theater. Und kein Kino. Und nur ein Restaurant. Und nur zwei Buchläden. Und ein Museum. – Wie will man mit diesem schmalen Angebot Menschen hier seßhaft machen?

„Wir wissen das", sagt Wladimir Nichlanow. „Nicht erst seit heute. Moskauer Soziologen haben im letzten Jahr eine Untersuchung bei uns durchgeführt. In unserem Auftrag. Die Fragebögen werden gerade ausgewertet. Da geht es um die Arbeitswelt, um Meinungen zum Freizeitverhalten, Familienprobleme werden angesprochen, die Wohnverhältnisse. Wir betrachten das als eine Art Grundlagenforschung, einen Wegweiser in die Zukunft. Das größte Problem ist der Wohnungsbau. Wir schaffen Wohnungen in zwei Richtungen. Erstens bauen wir Zweifamilien-Holzhäuser. Sie entstehen an der Peripherie der Stadt, schaffen einen gelungenen Übergang zur Natur. Das Zentrum hingegen wird aus Beton errichtet. Sechsgeschossige Wohnhäuser, von Leningrader Architekten und Bauarbeitern erbaut. Es fehlen ebenfalls Kinderkrippen, für die Kindergärten gibt es Wartelisten, wir brauchen dringend ein neues Krankenhaus. Alles auf einmal aber geht nicht. Sollen wir deshalb den zweiten Schritt vor dem ersten tun? Uns ein großes Theaterhaus bauen? Und die Menschen wohnen in Blechwaggons. Mit den angehäuften Problemen werden wir noch eine ganze Zeit leben müssen. Auch die Fluktuation gehört dazu. In zehn, zwanzig Jahren wird dieses Wort vielleicht zu einem Fremdwort geworden sein."

Viel Geld wird an der BAM verdient. 27 Millionen Rubel haben allein die dreißigtausend Bewohner von Sewerobaikalsk auf die hohe Kante gelegt. Dabei ist die Warendecke besser als in großen Städten wie Tschita oder Ulan-Ude. Hier kann man eine ganze Menge kaufen. Sowohl langlebige Konsumgüter als auch Waren des täglichen Bedarfs.

Die Soziologen haben recht. Geld ist kein ausreichendes Bindemittel. Diejenigen, die den „langen Rubel" verdienen wollen, und das sind nicht wenige, verschwinden nach drei oder vier Jahren wieder aus der Stadt. Ohne eine merkliche Spur hinterlassen zu haben.

Was also kann man tun?

Vor den Toren der Stadt, zehn, fünfzehn Kilometer von Sewerobaikalsk entfernt, hat man im vergangenen Jahr Wald gerodet, die großen Stämme und das Dickicht abgeholzt. So ist ein Freigelände entstanden von ungefähr fünf Kilometer im Quadrat.

Jeder, der will, kann hier einen Garten haben. Und sollten die fünf Quadratkilometer nicht reichen, wird man sicherlich ein zweites geeignetes Plätzchen finden. So klein ist die Taiga ja nicht.

Eine sibirische Kleingarten-Idylle. In der Erde steckt viel Schweiß. Sonderlich fruchtbar ist sie nicht. Aber man hat Torf anfahren lassen, ihn untergemischt. Kartoffeln gedeihen gut. Auch Zwiebeln. Und: Hier wird der Traum vom eigenen Treibhaus Wirklichkeit. In dem frische Gurken wachsen und knallrote Tomaten. Und Blumen. Wenigstens im Sommer kann man nun Blumen sprechen lassen.

„Erde bindet", sagt Wladimir Nichlanow, „nicht Geld. Wir sehen in diesen Gärten einerseits eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung, andererseits eine Methode, den Menschen Wurzeln zu geben, sie seßhaft zu machen."

Und auch hier ist ein Hintergedanke dabei. Ein großes Problem bei der Entwicklung der Infrastruktur ist die Landwirtschaft. In Sewerobaikalsk sind alle Versuche gescheitert, der Erde eine wirtschaftlich vertretbare Ernte abzuringen. Man hat es aufgegeben. Getreide, Obst und Gemüse, die Stadt wird von außerhalb beliefert. Nur Milch produziert man selbst. Jeder Betrieb ist verpflichtet, sich eine eigene Milchviehwirtschaft zu halten.

Vor einiger Zeit begannen Wissenschaftler damit, die Territorien entlang der BAM zu untersuchen. Dutzende Stützpunkte wurden organisiert, in denen neue Technologien, agrotechnische Verfahren, Meliorationsweisen erprobt wurden.

Erste Erkenntnis: Einerseits beeinflußt der Stille Ozean das Klima der BAM-Region, andererseits der riesige natürliche Kühlschrank Jakutien.

Zweite Erkenntnis: Es erwies sich, daß der Boden an vielen Orten gar nicht so hoffnungslos karg ist, wie man angenommen hatte. Unfruchtbarer Dauerfrostboden wechselt mit fruchtbaren Flußtälern. Und immer wieder fand man Oasen zwischen den Bergen, in denen ein verhältnismäßig mildes Mikroklima herrscht. Insgesamt wurden an der BAM 100 000 Hektar Boden erkundet, die als Ackerland geeignet sind. Der Meliorationsfonds wird auf anderthalb Millionen Hektar geschätzt.

„Natürlich ist die Urbarmachung dieser Ländereien eine äußerst teure Angelegenheit", sagt Wladimir Nichlanow. „Wir in Sewerobaikalsk werden diesen Schritt nicht gehen. In Ulan-Ude, sechshundert Kilometer von hier entfernt, wird zur Zeit ein großes Treibhaus-Kombinat erbaut. Von dort sollen wir mit Frischgemüse beliefert werden. Und mit Getreide... Eine große Hilfe..."

In Sewerobaikalsk gibt es eine große Backwarenfabrik (Foto Seite 5). Acht Tonnen Mehl werden täglich verarbeitet. Neun Sorten Brot und 25 verschiedene Arten von Brötchen, Keksen und Kuchen verlassen täglich frisch die Back-Werkhalle. Um 7.00 Uhr in der Früh machen die Brotwagen ihre erste Runde, um 14.00 Uhr die zweite. Brot ist eine Kostbarkeit. In Sibirien weiß das jeder zu schätzen. Doch: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Postskriptum

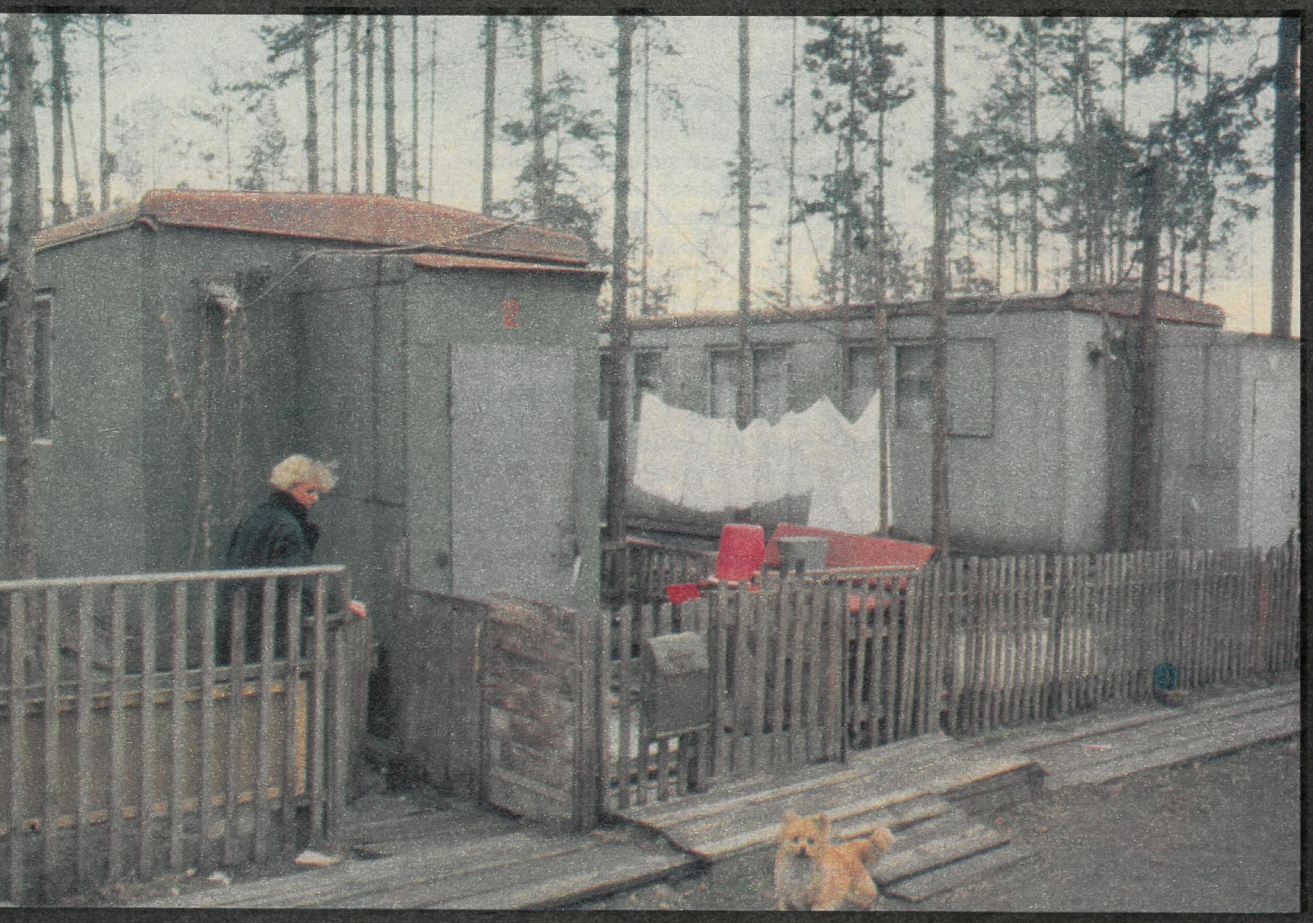
Am letzten Abend unserer Reise sitzen wir mit Wladimir Matwejewitsch Nichlanow, dem energischen Sekretär des Stadtparteikomitees, noch einmal zusammen. Direkt am Ufer des Baikalsees. Die Luft ist mild, und langsam geht die Sonne unter. Ganz still taucht sie in den See ein.

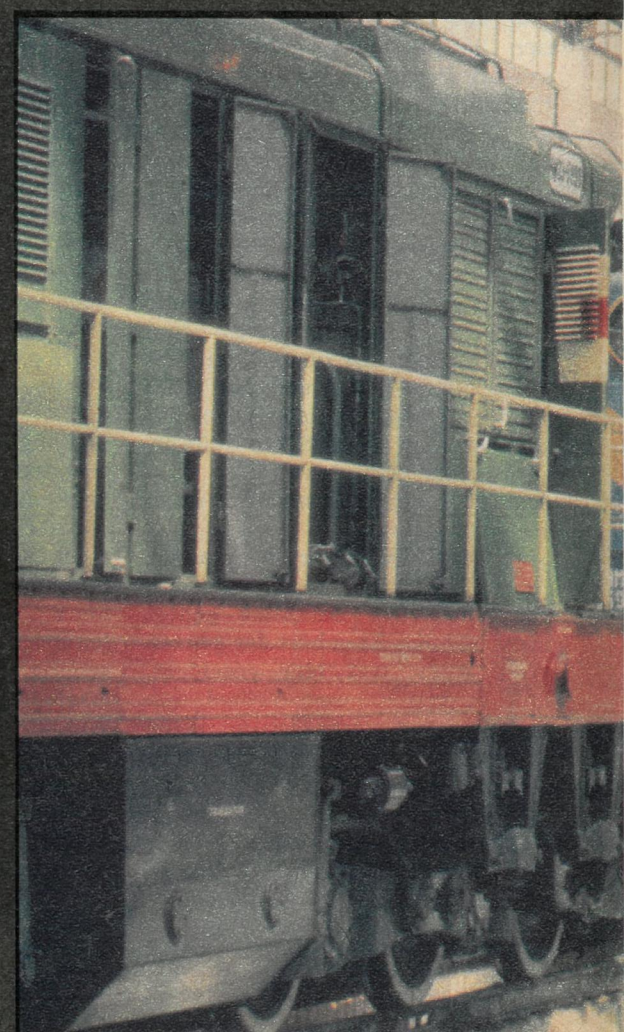
Wladimir Nichlanow spricht über seinen Traum, das Erholungszentrum Sewerobaikalsk.

Und plötzlich sagt er: „Eigentlich wäre es schön, wenn wir eine Partnerstadt in der DDR finden würden. Vielleicht auch so um die dreißigtausend Menschen herum. Vielleicht auch an einem See gelegen..."

Diesen Wunsch wollte ich zumindest übermitteln. Die Adresse: BAM, Sewerobaikalsk, Burjatische ASSR.

Der Mensch lebt nicht vom





Brot allein

Das neue Gesicht von Sewerobaikalsk wurde von Leningrader Architekten entworfen. Jetzt wird vorrangig die Infrastruktur der Stadt verbessert, Wohnungen, Kindereinrichtungen und Betriebe entstehen (links: der größte Betrieb der Stadt, das Lok-Depot). In den nächsten Jahren soll auch die Blechwaggon-Stadt verschwinden (ganz links). Die Warendecke an langlebigen Konsumgütern (unten: neue Ladas sind angekommen) ist besser als in Städten, die nicht an der BAM liegen. Ein kleiner Friedhof direkt am Ufer des Baikalsees (rechts). Die Gräber ehemaliger Verbannter?

● Wörtlich

Dem Apartheid-Regime ist es nicht gelungen, den Willen und die Entschlossenheit des Volkes zur Selbstbefreiung zu brechen. Welch ein erhebendes Gefühl ist es doch, den Geist der Freiheit unter unseren Volksmassen lodern zu sehen.

Oliver Tambo, Präsident des ANC

● Kurz berichtet

Eine sechsspurige Autobrücke über die Donau, die die südlichen Industriebezirke von Budapest verbinden wird, entsteht in der ungarischen Hauptstadt bis zum Jahre 1993.

Eine neue Koriander-Sorte wurde in der rumänischen Forschungsstation Fundulea gezüchtet. Ihr durchschnittlicher Hektarertrag ist um ein Drittel höher als bei bisher angebauten Sorten. Außerdem besitzt sie eine größere Resistenz gegen verschiedene Krankheiten.

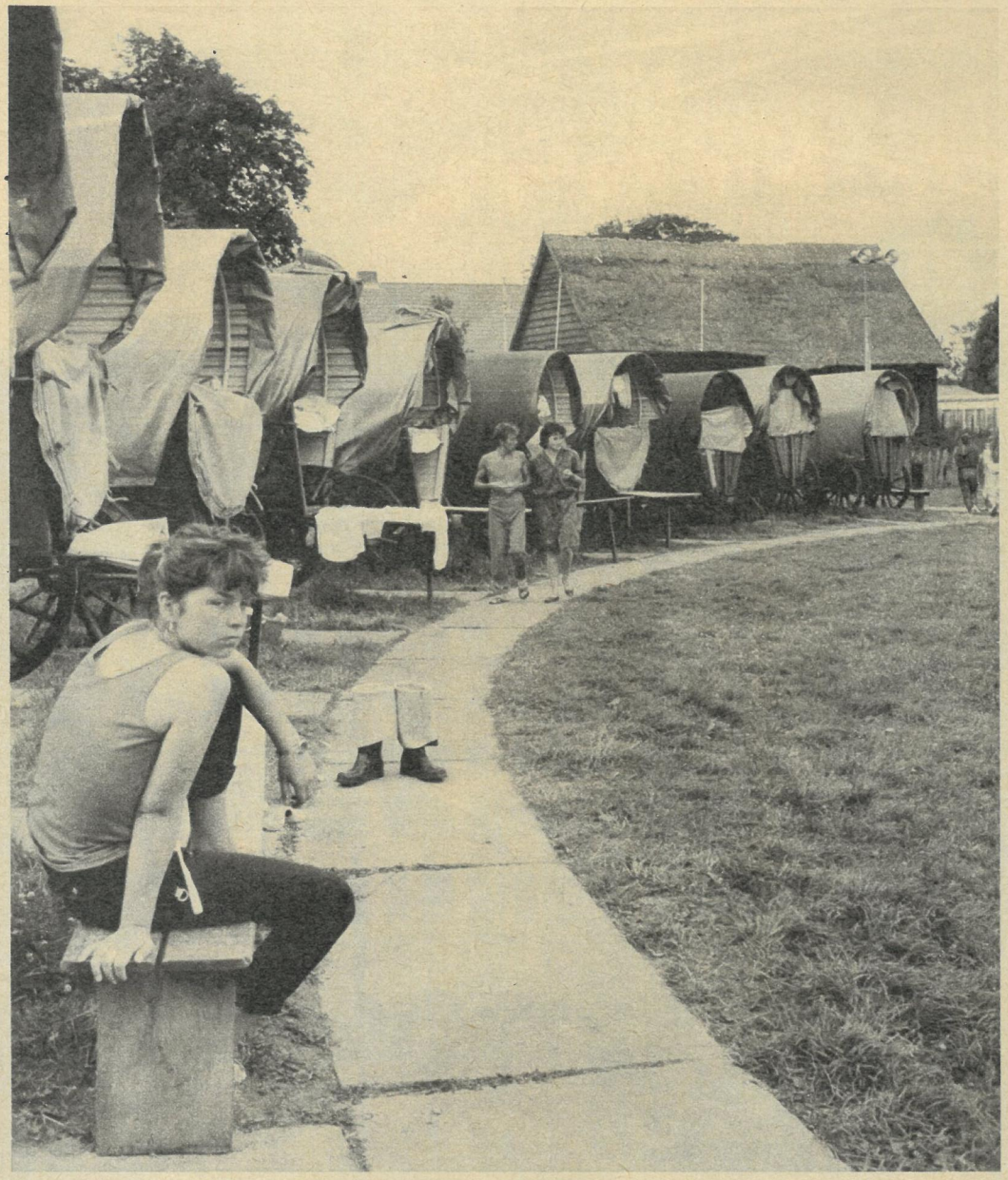
Eine ungewöhnliche Expedition brach in der turkmenischen Hauptstadt Aschchabad auf: Eine Gruppe von Pferdeliebhabern machte sich hoch zu Roß auf den Weg nach Moskau. Mit ihren Achaltekinern – einer sehr widerstandsfähigen Rasse – werden sie das Territorium von vier Unions- und einer autonomen Republik durchqueren, unter anderem auch die Wüste Karakum.

Die Eisenbahnlinie Sofia–Pernik–Radomir ist rekonstruiert und elektrifiziert worden. Die Fahrzeit auf der 48 Kilometer langen Strecke sinkt damit auf die Hälfte. Durch den Wegfall der Dieselloks sowie vieler Autobusse werden jährlich über drei Millionen Liter Dieselkraftstoff gespart.

Ein im März vergangenen Jahres nach Most (ČSSR) verpflanzter, über 100 Jahre alter Mammutbaum ist angewachsen. Das rund 19 Meter hohe Sumpfzypressengewächs hatte in der Gemeinde Albrechtice der Kohle weichen müssen.

Das Songhe-Restaurant in Shanghai ist auf Gerichte mit Heilwirkung spezialisiert. Die mit verschiedenen chinesischen Arzneimitteln wie Yamswurzel, Wurmkraut, Silbermorchel, Knöterich, Ginseng oder Bocksdorn zubereiteten Gerichte schmekken nicht nur gut, sondern wirken auch stärkend.

Zum 15. Nationalpark Polens wurde ein Teil der Augustow-Heide erklärt. Hier leben unter anderem mehr als 80 Vogelarten auf 14 800 Hektar Wald.

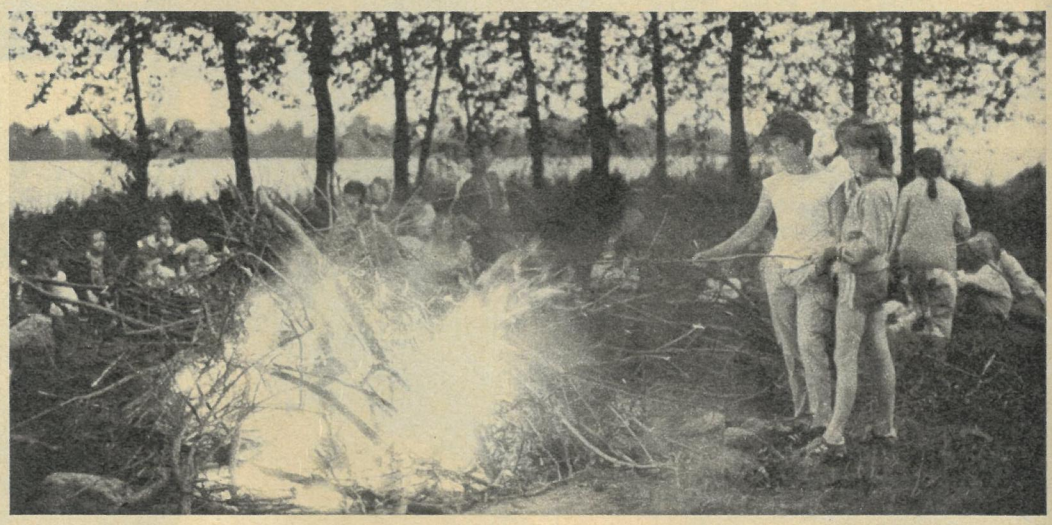


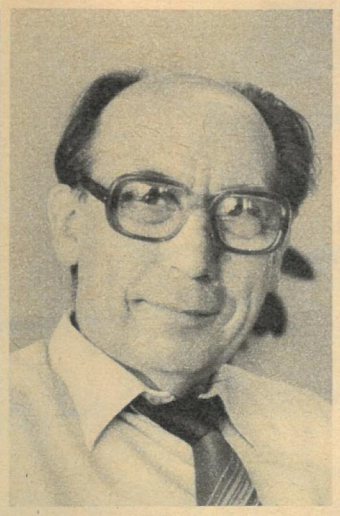
Ein Hauch von Cowboy-Romantik

men von der Arbeit auf dem Feld zurück. Hier im Gallenthiner Jugendlager für Erholung und Arbeit – 110 dieser Art gibt es allein im Ostsee-Bezirk –, treffen sich Jungen und Mädchen aus der DDR und der Volksrepublik Polen. Gemeinsam arbeiten sie am Vormittag, und zusammen vergnügen sie sich in der restlichen Tageszeit. Die jungen Leute aus der Umgebung von Szczecin sind nur 60 von rund 300 000, die in diesem Sommer das jeweilige Nachbarland besuchen. Seit 1983, seit der Unterzeichnung des Abkommens über den gegenseitigen Austausch von Kindern und Jugendlichen, inzwischen bekräftigt durch den Vertrag über das Freundschaftswerk der Jugend beider Länder, werden mit ihnen dann insgesamt 1,7 Millionen auf Reisen gegangen sein. „Unsere" 60 lernten in den zwei Wochen ihres Aufenthalts im Bezirk Rostock auch schöne und interessante Orte Mecklenburgs kennen. Der alte Stadtkern von Wismar oder Rostock, das Eiscafé in Bad Kleinen wie auch der Badestrand am Schweriner See werden gewiß lange in Erinnerung bleiben. Die Mühen der Arbeit in den Wassergräben, beim Gleisbau oder auf dem Blumenkohlfeld sind spätestens auf der Heimfahrt vergessen. Schon abends am Lagerfeuer lenken der Geruch von gebratenen Würsten und der Klang der Gitarren die Gedanken in andere Bahnen. Da mischen sich polnische und deutsche Worte, sprechen Finger, Arme und Beine eine zusätzliche Sprache. Jemand läßt sich ein Lied erklären – „Piosenka o miłości", ein Liedchen über die Liebe. Und während etwas abseits einige Jungs der Rockmusik aus dem Rekorder lauschen, spüren sie alle kaum die aufkommende Brise, die den Regen herbeiweht und den nächsten Arbeitstag nicht leichter macht…

Hajo Obuchoff (Text)
Nina Rücker (Bild)

Abgesehen von den Baumriesen und dem See nebenan, hat dieser Flecken mit Namen Gallenthin schon einen Hauch von Cowboy-Romantik aufzuweisen. Eine Burg aus alten Pferdewagen ist es, die die Phantasie schweifen läßt. Aber es kommt keine Reiterschar daher, sondern ein uralter „Ikarus"-Bus, und die Jungs in den Stiefeln heißen nicht Old Shatterhand oder Limonaden-Joe, sondern Janek, Mario oder Andreas. Auch sind Daniela, Anja, Karolina und Grażyna nicht die Mädchen aus dem Saloon, sondern kom-





Häuser für den hohen Norden

Auskünfte für FREIE WELT gab Max Henk, Betriebsdirektor im VEB Metalleichtbaukombinat, Werk Berlin.

Sie fertigen in Metalleichtbauweise spezielle Arbeiterunterkünfte für den Export in die Sowjetunion. Warum?

Der Bedarf nach unseren Mehrzweckgebäuden ist in der UdSSR groß. Das gestattet uns eine rationelle, ökonomisch vorteilhafte Serienfertigung.

Was macht ihre Häuser so interessant?

Wir bauen Zweigeschosser in mehreren Varianten, vor allem als Wohnheime und als Wohnhäuser. Sie bewähren sich in erster Linie in den kalten Nordregionen der UdSSR als Unterkünfte für Arbeiter in Erdöl- und Erdgasförderungsgebieten.

Metalleichtbau, sibirische Kälte, Wind und Schnee – wie verträgt sich das?

Augenscheinlich ganz gut. Unser großer Vorteil ist, daß wir unsere Gebäude ohne Beton, also ohne nasse Baustoffe, fertigen und montieren können. Schließlich lassen die wenigen Wochen Sommer in dieser Gegend wenig Zeit für eine frostfreie Montage.

Wie lange dauert der Bau?

Das hängt natürlich vom Typ, der Anzahl der Häuser und von den äußeren Bedingungen ab. In der Regel etwa vier Monate vom Baubeginn bis zum Einzug. Das heißt, wir müssen schon vorher beachten, daß ein Teil der Bauzeit unter recht tiefen Temperaturen vonstatten geht, manchmal bis minus 40 Grad.

Was sagt das Material dazu?

Wir müssen eben das richtige auswählen. Spröde Werkstoffe können wir hier nicht verwenden.

Wie gewinnen Sie in der warmen DDR tiefgekühlte Erfahrungen?

Wir testen Materialien in Kältekammern. Aber wichtiger sind die Erfahrungen der Nutzer unserer Erzeugnisse. Als wir 1982 unsere Lieferungen in die Sowjetunion begannen, hatten wir lange kein Echo zu verzeichnen über Güte wie auch Mängel unserer Ware. Das machte einerseits zwar das Geschäft einfacher, aber auch etwas unsicher. Nach dem XXVII. Parteitag der KPdSU, im Verlauf der Umgestaltung in der Sowjetunion, kam es zu engeren Beziehungen nicht nur zum Außenhandel des Landes, sondern auch zu den Nutzern unserer Gebäude. Damit stiegen Wünsche und Anforderungen. Wir konnten uns bereits selbst in Westsibirien mit den natürlichen Bedingungen vertraut machen. Im Dezember fahren wir zu einer Konferenz mit Anwendern unserer Erzeugnisse nach Moskau.

Wie wirkte sich der Erfahrungsaustausch aus?

Unsere Häuser sind sicherer geworden. Wurden sie anfangs für minus 30 Grad Celsius gebaut, so haben sie heute eine Wärmedämmung, die auf minus 40 Grad ausgelegt ist. Im nächsten Jahr sollen sie schon minus 50 Grad Dauertemperatur aushalten. Aber nicht nur die Kälte, auch der Dauerfrostboden, der Wind und der Schnee müssen berücksichtigt werden. Wenn wir 1989 nach Nadym, das liegt nicht weit vom Polarkreis entfernt, liefern, müssen wir die Häuser auf Pfählen montieren. Das hält einerseits die Kälte vom Dauerfrostboden fern, andererseits schützt es den Boden vor der Wärme, die ihn tauen und das Haus schwimmen ließe. Oder nehmen wir nur das Dach. Bisher hatte es eine Neigung von 5 Prozent und eine Dachrinne. Da rutschte der Schnee schlechter ab, belastete das Dach stark. Künftig bauen wir es mit 10 Prozent Neigung und ohne Rinne…

Wie warm ist es nun innen, wenn draußen Temperaturen von minus 40 Grad herrschen?

Bis zu 28 Grad über Null wurden in den Räumen schon gemessen – so sagte man uns jedenfalls.

Und wieviel Häuser haben Sie schon in die Sowjetunion verkauft?

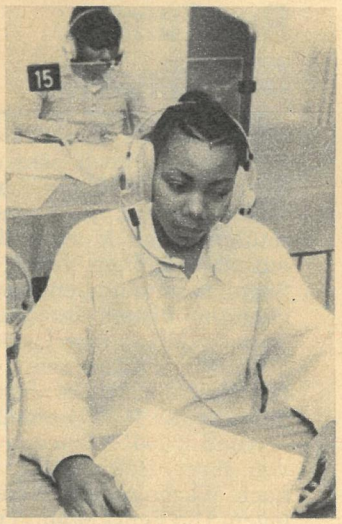
Gut 400. Das halbe Tausend ist nächstes Jahr im Herbst dran.

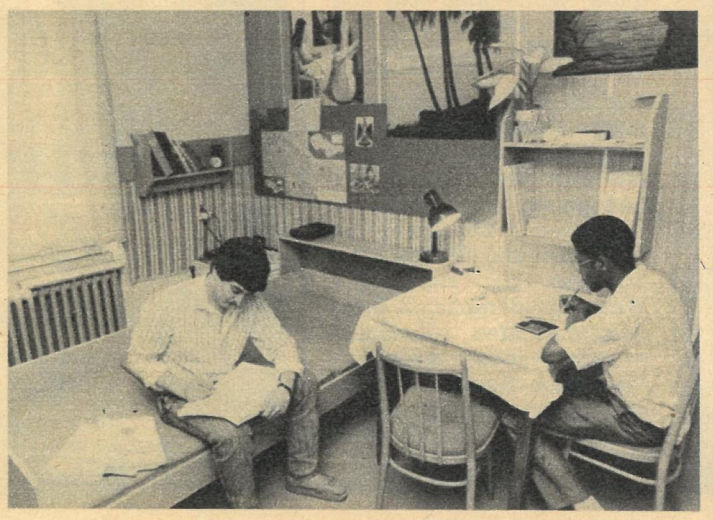
Interview: Hajo Obuchoff

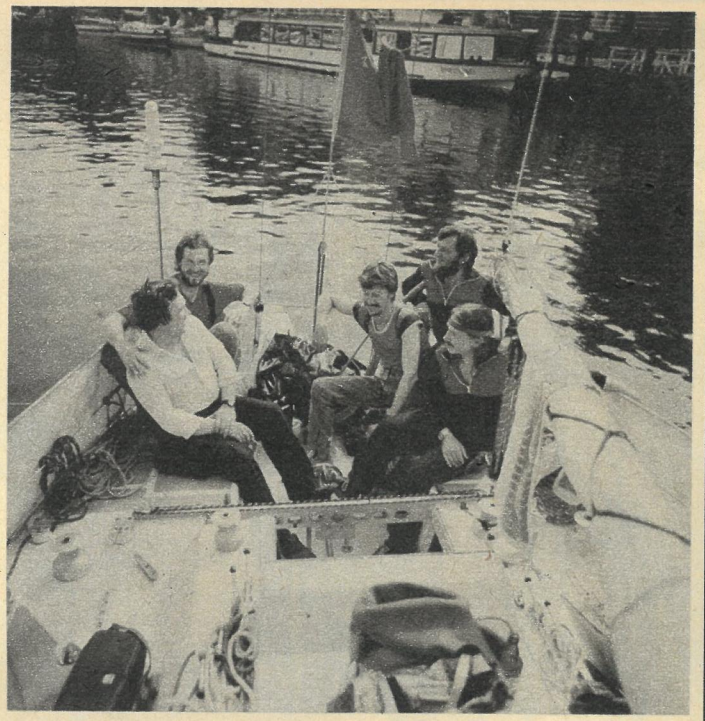
Burgherren aus fernen Ländern

Inmitten der zauberhaften Landschaft Mittelböhmens liegt ihr zeitweiliger Wohnsitz: die erst jüngst rekonstruierte Burg von Poděbrady. Um die jungen Männer vor diesem einstigen Ritter-Domizil erst einmal vorzustellen, von links: Madamou Adama Diallo aus Guinea, Bhagwant Singh Sandhu aus Indien, Le Vinh aus Vietnam, Fatima Ali und Abdul Khani Al Subai aus Jemen sowie Khalilullah Haidary aus Afghanistan. Nur sieben von 300 Ausländern, die sich hier in einem einjährigen Intensivkurs der tschechischen Sprache auf ihr künftiges Studium der Medizin, Wirtschaftswissenschaften oder einer anderen Fachrichtung vorbereiten. Sie kommen aus 55 Ländern, und ihr Studienzentrum auf der mittelalterlichen Burg ist ein wichtiger Teil des Instituts für Sprachausbildung der weltberühmten Prager Karls-Universität. Die ausländischen Studenten genießen die gleichen Rechte wie ihre tschechoslowakischen Kommilitonen: Studium und gesundheitliche Betreuung sind kostenlos, Verpflegung in der Mensa und Unterkunft im Studentenheim spottbillig. Gute Aussichten also auch für die zeitweiligen Bewohner von Poděbrady. So wie hier Annabella Carialonga aus Angola im Sprachkabinett intensiv die Sprache ihres Gastgeberlandes lernt, tun dies auch die anderen, unterstützt von 36 Lehrkräften und moderner Technik. Schließlich müssen die künftigen Studenten 3000 Wörter des täglichen Lebens und die Terminologie der Fachrichtungen beherrschen, die sie einmal studieren wollen. A-Syed Ibrahim aus Indien, der das Programmieren übt, betrachtet das als Teil seiner Vorbereitung auf sein Studium an einer ingenieurtechnischen Fakultät. Der Abend wird dann oft zum Selbststudium genutzt. Unser Fotoreporter beobachtete dabei Muthana Mudhur aus dem Irak und Cames Croiree von den Seychellen, die ein Internatszimmer teilen. Übrigens: Seit über 25 Jahren werden in der ČSSR Studenten aus Entwicklungsländern ausgebildet.

Karel Vlček







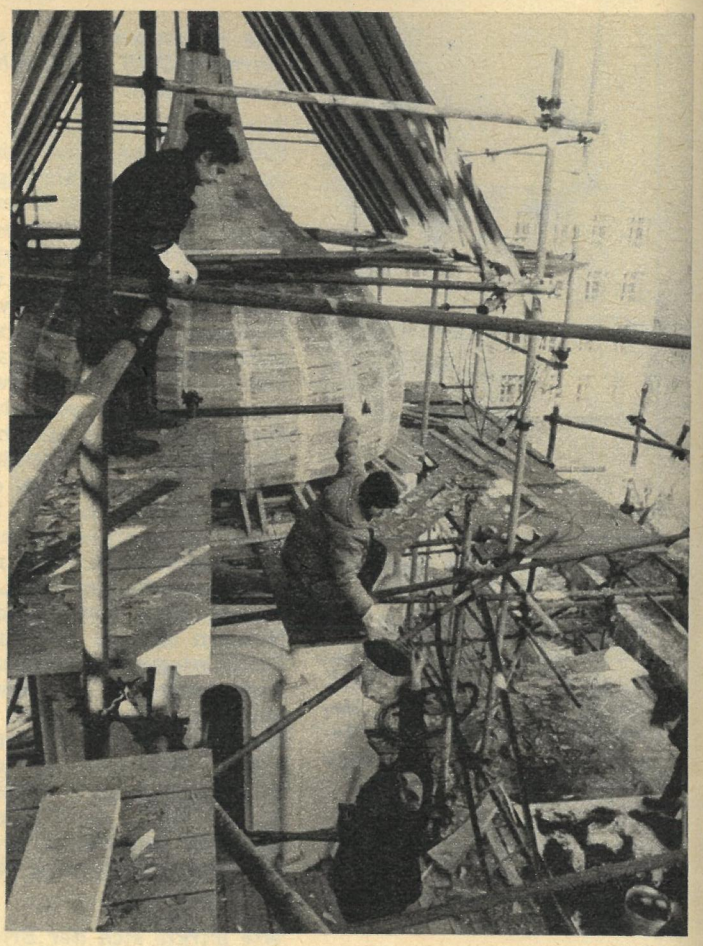
Rund um Skandinavien

Mitte Mai, als nördlich des Polarkreises noch schwere Schneestürme übers Land fegten, setzten fünf wagemutige junge Murmansker auf einer kleinen Yacht die Segel zu einem abenteuerlichen und bisher einmaligen Törn. Mit dem Boot „Virma“ wollten sie die Nordspitze Europas umrunden und die 1600 Seemeilen – rund 3000 Kilometer – von ihrer Heimatstadt bis nach Warnemünde zurücklegen. Die Fahrt begann mit Kurs Nordwest durch die Barentssee zum Europäischen Nordmeer, begleitet von Sturm und Schnee. Bei jedem überkommenden Brecher vereiste das Deck des Kunststoffbootes; Eis machte Leinen, Blöcke und Winschen ungangbar. Kurz vor dem Nordkap dann die härteste Bewährungsprobe: Windstärke 12, Wassertemperatur 3 Grad Celsius. Bei sechs Meter hohem Seegang brach der „Virma“ das Ruder. Die fünf ließen sich mit einem Sturmsegel solange vor dem Wind treiben, bis sie in einem norwegischen Fjord Schutz fanden, wo ein freundlicher Mechaniker das Ruder reparierte. Der zweite Sturm erwischte sie – immer noch oberhalb des nördlichen Polarkreises – in Höhe Tromsø. Die „Virma“ legte sich dabei so weit auf die Seite, daß die in der Bilge befestigten Autobatterien aus der Verankerung fielen. Die Crew lief den norwegischen Fischerhafen Trosvog an, ließ dort die schrottreifen Akkus zurück und stach – nun ohne jegliche Stromversorgung und mit beschädigter Bordelektronik – wieder in See. Der Ausfall der Positionslichter war hier wenig problematisch – inzwischen war der arktische Sommer mit seinen weißen Nächten angebrochen. Schlimmer schon der Verzicht auf Satelliten-Navigation, Funkgerät und Echolot; fortan mußte mit dem Kompaß navigiert werden. Nach fünfwöchiger, anstrengender Fahrt erreichten sie Warnemünde noch rechtzeitig, um an der 38. Internationalen Ostseeregatta teilnehmen zu können. Ihr Plan für die anschließende Rückreise nach Murmansk sah folgendes vor: Zunächst durch die gesamte Ostsee in Richtung Nordosten, von Leningrad aus über die Newa in den Ladogasee, dann durch Onegasee, Weißmeer-Ostsee-Kanal und Weißes Meer bis hin zur Barentssee. Wenn sie demnächst ihren Ausgangshafen Murmansk erreicht haben, werden sie die ersten Segler sein, die mit einer kleinen Kunststoffyacht Skandinavien komplett umrundet haben.

Bodo Mueller

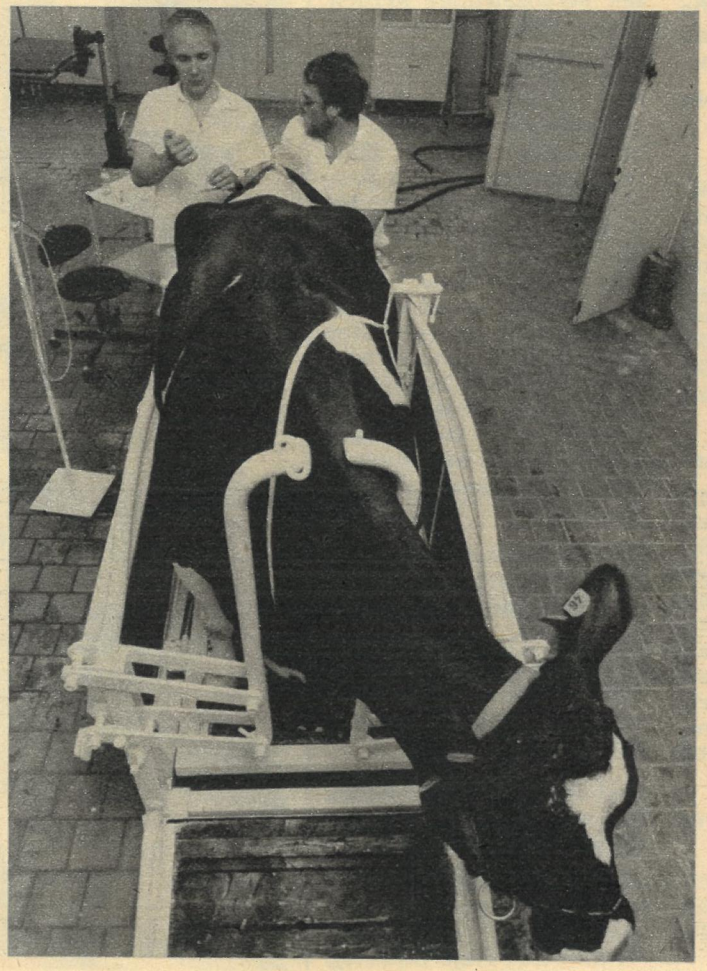
Restauriert

So wie hier am Kolchos-Platz in Moskau die Troizki-Kirche erhalten in vielen Städten der Sowjetunion alte Bauten ein neues Gesicht. Restauriert werden sie von freiwilligen Helfern einer „Initiative zum Schutz historischer Denkmäler“, die am Wochenende auf vier bis fünf Baustellen gleichzeitig ihre Subbotniks durchführen.



Komplettiert

Das Kiewer Haus der Modelle, führendes Modehaus der Ukraine, hat kürzlich die Kollektion für eine Wanderausstellung unter dem Titel „Mensch, Familie, Gesellschaft“ vorgestellt. Die attraktive Herbst- und Winterbekleidung wurde hierbei mit kostbarem Pelzbeiwerk vervollständigt.



Motorisiert

„Polonez-Truck“ ist der Name dieses neuen Kleintransporters, der in der Autofabrik von Nysa in Südwestpolen produziert wird. Besondere Kennzeichen sind seine Ladekapazität von einer Tonne und ein Kraftstoffverbrauch von 10 Litern auf 100 Kilometer. Noch in diesem Jahr sollen 3000 Wagen das Werk verlassen; ab 1989 werden es jährlich 25 000 Stück sein.

Transplantiert

In der Landwirtschafts-Kooperative von Slušovice in Südmähren werden mit Hilfe des Embryonen-Transfer gute Ergebnisse in der Kälberzucht erreicht. Bereits 1977 begann man hier mit der Entwicklung und Erprobung dieser Methode, um das genetische Potential der leistungsfähigsten Tiere zu nutzen. 1987 wurden rund 6000 Embryonen transplantiert bzw. den sowjetischen Partnern zur Verfügung gestellt.

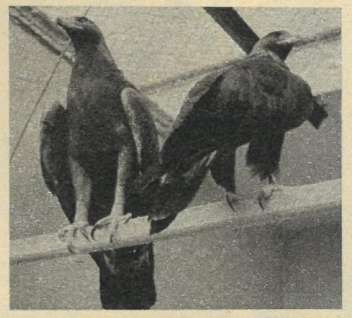
Nur eine Umfrage?

Das Allensbacher Institut für Demoskopie hat herausgefunden, daß etwa 7,8 Millionen BRD-Bürger antisemitisch eingestellt sind, unter ihnen sehr viele Jugendliche. Besorgte Pädagogen, Eltern und Wissenschaftler versuchen, dieses Umfrage-Resultat zu erklären. Bei manchen gehen diese Bemühungen folgendermaßen aus: Viele sind zu jung, um die faschistischen Schrecken zu kennen, und einem Juden ist so mancher auch nicht begegnet. Sie schlußfolgern, daß nicht so sehr die Juden Gefühle der Abneigung bis zur Feindschaft auslösen als vielmehr die Ängste vor einer „Überfremdung" des eigenen Volkes. Verdrängung oder Schutzbehauptung? Wird „Fremdarbeitern" und „Asylanten" heute die Rolle zugeschoben, die auf furchtbarste Art einst die Juden zu tragen hatten? Ein 44jähriger Westberliner Taxifahrer beschimpfte ein ausländisches Ehepaar und drohte, daß eine neue Kristallnacht bevorstehe und er die beiden unverzüglich nach Auschwitz fahren werde. Der Taxifahrer wußte nicht, wie sich später ergab, daß im Fond seines Wagens tatsächlich Juden saßen, ihm genügte, „Fremdländische" vor sich zu haben. Gaskammern hielt er für die geeignete „Endlösung". Antisemitismus und Fremdenhaß auf der einen Seite – stupider Antikommunismus auf der anderen. Rechtskonservative Historiker in der BRD, wie beispielsweise Ernst Nolte, haben diesen Zusammenhang geradezu exemplarisch dargestellt: Karl Marx ein Jude und das erste Zentralkomitee der Bolschewiki total „verjudet". Für Nolte ausreichende Erklärung, daß für die Nazis der „Kampf um Deutschland" notwendigerweise auch ein Kampf gegen das „Weltjudentum" sein mußte. Gegen diese Ungeheuerlichkeit liefen zwar andere bürgerliche Historiker Sturm. Doch bleibt die Lesart, die Gaskammern als eine zwar schreckliche, jedoch schicksalhafte „Abwehrreaktion" auf den Bolschewismus zu deuten. Ein legitimierter Völkermord also; vormals an Schreibtischen erdacht und perfektioniert, heute an Schreibtischen rehabilitiert. Die Wandinschriften von Jugendlichen „Tod den Juden" oder „Tod den Türken" stehen in dieser faschistischen Tradition.

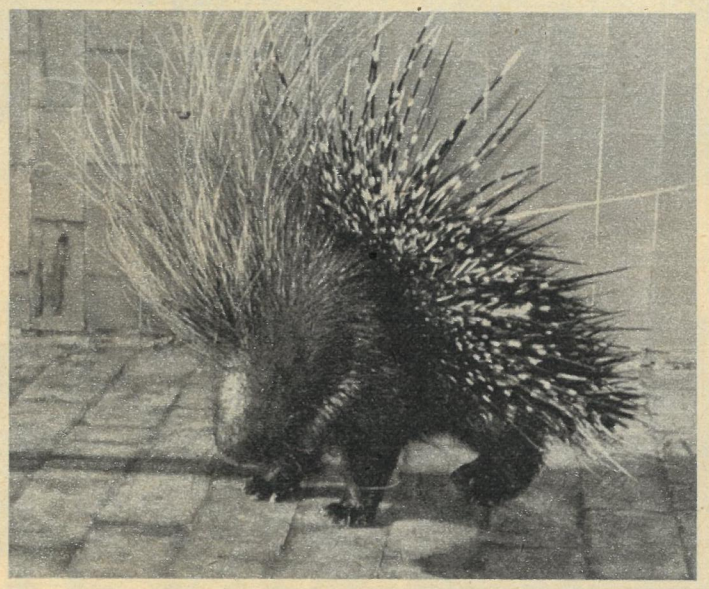
Hans Bergmann

100 Jahre und funkelnagelneu

1888 wurde Sofias Zoo mit einer Fasanerie im Schloßgarten des damaligen Herrschers der Bulgaren begründet; im Jubiläumsjahr 1988 präsentiert er sich als erste, auf freiem Gelände projektierte, völlig neu errichtete Anlage eines modernen Tierparks in einem sozialistischen Land. Zunächst die erste Ausbaustufe: 300 Arten auf 25 Hektar. Nach endgültiger Fertigstellung werden hier – in dem bekömmlichen Klima am Fuße des Witoscha-Nationalparks – etwa 5000 Tiere in mehr als 600 Formen auf 70 Hektar leben und gedeihen. Die Architekten haben sich bemüht, Tierhäusern und Gehegen ein eigenes, unverwechselbares Erscheinungsbild zu verleihen – wie dem Pavillon der Kamele mit seiner romantisch-orientalisierenden Note (Foto oben). Aus vielen Ländern trafen Tiergeschenke ein, so das Afrikanische Stachelschwein aus Äthiopien (Mitte) und der stattliche Kragenbär aus Vietnam (unten). Besondere Aufmerksamkeit widmen die Sofioter Zoologen der artenreichen einheimischen Tierwelt. Die im Freileben stark gefährdeten bulgarischen Steinadler (2. Foto von oben) sind inzwischen umgezogen in einen originellen Flugkäfig, der als „hyperbolischer Paraboloid" errichtet wurde. Diese mit Drahtseilen verspannte, von einem Drahtnetz umhüllte Betonkonstruktion, die aus der Vogel-



sicht einer geöffneten Muschel gleicht, bietet sowohl Raum, um die Schwingen zu regen, wie auch jede Menge Nischen als Schlafplatz oder Horstgelegenheit. In kommenden Jahren könnte die erhoffte, mit technischen Mitteln unterstützte Nachzucht – allmählich in die Natur entlassen – dazu dienen, den Himmel



über Bulgariens Gebirgen wieder zu „bevölkern". Ähnliches gilt für den völlig ausgestorbenen Bartgeier, den Charaktervogel der Karpaten, der vor Jahrzehnten in Sofias altem Stadtzoo erfolgreich gezüchtet wurde... Kritik bei den Hauptstädtern erregt die zur Zeit ungenügende Begrünung des neuen Zooparks; eine Dürreperiode hat vieles Gepflanzte auf dem zum Teil aufgeschütteten Territorium nicht anwachsen lassen. Jetzt haben Stadtgärtner ihre Hilfe zugesagt. *Johannes Rana*

● Gut gesagt

Feindschaft entsteht am häufigsten durch den Mangel an Verständnis, dieser wiederum aus Unkenntnis. Deshalb gilt jeglicher Umgang mit Menschen unser aller Wohl.

Viktor Astafjew, UdSSR, Schriftsteller

● Am Rande

Der Moskauer Schmiedemeister SERGEJ MIKULSKI fertigt für historische Filme und Bühnenaufführungen traditionelle Kettenhemden. Ein solches Stück besteht aus 22 000 Metallringen und wiegt 11 Kilogramm. Die „Nähzeit" beträgt drei Monate. – Lochstickerei!

● Persönliches

JEKATERINA PUSTOWOITSCHENKO genießt nicht nur als Chirurgin hohes Ansehen, sondern auch in ihrem Oldtimer-Klub als versierter Kraftfahrzeugschlosser. Ihren GAS 61 hat sie sich selbst aus alten Teilen zusammengebaut.

Der letzte Donau-Goldwäscher LAJOS NAGY aus Komáron (Ungarn) entlockte dem knausrigen Fluß innerhalb von zehn Jahren nur ganze 200 Gramm des edlen Metalls. Sein Goldwäscher-Lehrgang soll das seltene Gewerbe vor dem Aussterben bewahren.

Aus 14 000 Streichhölzern bastelte der 19jährige Bulgare IWAILO ANGELOW aus Russe ein 203 Zentimeter hohes und 2700 Gramm schweres Modell des Eiffelturms. Die Bauzeit für dieses technische Wunderwerk betrug fast fünf Monate.

Seit 30 Jahren widmet sich KAREL URBAN aus Korýtka im Bezirk Plzeň in seiner Freizeit dem Anbau von Zitrusfrüchten. In seinen Gewächshäusern sind 240 verschiedene Arten zu finden.

Redaktion: G. Wehrmann; Fotos: N. Rücker, ZB/ČTK/Vlček (5), B. Mueller (2), ZB/TASS, TASS/Schogin, ZB/CAF, K. Rudloff (4); Vignette: D. Schüler.

Thomas Mann:

München 1906

Besinnung eines Unpolitischen

Ein Beitrag von Jürgen Jessel

Als 1914 Armeen verblendeter deutscher „Vaterlandsverteidiger“ jubelnd in den Tod marschierten, verfiel auch Thomas Mann dem nationalistischen Rausch. Als die Wiederholung der Katastrophe drohte, verteidigte er, geläutert und gereift, den Frieden. Als Hitler die nächste Generation in den Tod trieb, focht er mit seinem Wort gegen das Unrecht, das im deutschen Namen geschah. Als der „kalte Krieg“ wütete, stritt er für eine Welt, in der Vernunft regiert.

Besinnung eines Unpolitischen

Im Herbst 1940, ein Jahr nach dem Beginn des zweiten Weltkrieges, fragt die British Broadcasting Corporation den berühmtesten deutschen Schriftsteller, der seit dem Frühjahr 1938 im amerikanischen Exil lebt, ob er bereit sei, über den Londoner Sender der BBC Ansprachen an seine Landsleute zu halten. Thomas Mann, Nobelpreisträger des Jahres 1929, sagt zu. Anfangs kabelt er seine Texte nach London, und ein Sprecher der BBC verliest das Manuskript. Später bespricht er auf eigenen Wunsch im NBC-Studio in Los Angeles etwa alle vier Wochen eine Schallplatte, die mit dem Flugzeug nach New York befördert und von dort über eine Telefonleitung auf eine Platte in London überspielt wird. „Auf diese Weise", so begründet er die Änderung des Verfahrens, „hören diejenigen, die drüben zu lauschen wagen, nicht nur meine Worte, sondern auch meine eigene Stimme."

Diese Stimme sagt ihren deutschen Hörern am 27. Juni 1943 die Wahrheit über den Widerstand der europäischen Völker gegen die deutschen Besatzungstruppen: „Ich sage: Ehre den Völkern Europas! Und ich füge etwas hinzu, was im Augenblick manchem, der mich hört, befremdlich klingen mag: Ehre und Mitgefühl auch dem deutschen Volk! Die Lehre, daß man zwischen ihm und dem Nazitum nicht unterscheiden dürfe, daß deutsch und nationalsozialistisch ein und dasselbe seien, wird in den Ländern der Alliierten zuweilen, nicht ohne Geist, vertreten; aber sie ist unhaltbar und wird sich nicht durchsetzen. Zu viele Tatsachen sprechen dagegen. Deutschland hat sich gewehrt und fährt fort, sich zu wehren..."

Äußerungen dieser Art, die Thomas Mann bei Gelegenheit wiederholt, klingen, so scheint es, in manchen englischen und amerikanischen Ohren tatsächlich befremdlich, und es bleibt denn auch nicht aus, daß Leute, die wenig über Thomas Mann und noch weniger über Deutschland wissen, den absurden Vorwurf erheben, er versuche die Verbrechen des deutschen Faschismus zu bagatellisieren oder gar zu rechtfertigen. Es entfaltet sich eine regelrechte Pressekampagne, deren Betreiber bei Nachforschungen auf Texte stoßen, die Thomas Mann während des ersten Weltkrieges geschrieben hat. Und da finden sich allerdings erstaunliche und befremdliche Gedankengänge.

In den Tiefen der deutschen Seele

„Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde!" steht da zu lesen in den „Gedanken zum Kriege". Und so geht es weiter: „Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung." Und die deutschen Siege, die anfänglichen, wie wirkten sie auf den vaterländischen Künstler? Sie trieben ihm „die Tränen in die Augen" und ließen ihn „nachts vor Glück nicht schlafen".

Der Wille der Kriegsgegner, „die modernste und historisch beauftragte Macht Europas" – beauftragt von wem? – „mit vereinten Kräften niederzuhalten", galt dem Dichter als „weltgeschichtliche Schuld" und als „Verbrechen". Kein Zweifel schien ihn anzufechten: „Das Recht ist bei Deutschland." Und das sollte nicht nur für 1914 gelten. Der historische Fall war willkommener Anlaß, die Tiefen der deutschen Seele auszuloten und ihre Vorzüge zu philosophierender Verallgemeinerung ans Licht zu heben. „Deutschlands ganze Tugend und Schönheit – wir sahen es jetzt – entfaltet sich erst im Kriege. Der Friede steht ihm nicht immer gut zu Gesicht..." Und wenn denn eines Tages wieder Friede herrschen sollte: „...er sei kein demokratischer, sondern ein deutscher Friede. Der Friede Europas kann nur beruhen auf dem Siege und der Macht..., auf der durch keine Zettelung mehr antastbaren Macht des Deutschen Reiches." Dies ist dem Autor der „Buddenbrooks" Gewißheit, „daß... nur Deutschlands Sieg den Frieden Europas verbürgt", während „eine deutsche Niederlage das einzige Mittel wäre, uns und Europa in der Gesittung zurückzuwerfen". Und dann folgt da noch ein Satz, eine Voraussage, eine Drohung: daß nämlich „nach einer solchen Niederlage Europa vor dem deutschen ‚Militarismus' nicht Ruhe noch Rast haben würde, bis Deutschland wieder da stände, wo es vor diesem Kriege stand". Da hat der Prophet also den Hitler und den nächsten Krieg vorausgesagt.

Irrungen und Wirrungen

Genug der Zitate. Man liest sie nicht ohne Schmerz und sucht, wenn schon nicht nach Entschuldigung, so wenigstens nach Erklärung und findet, was angeboten wird, unzulänglich. Die jubelnde Rechtfertigung des Krieges – ist sie zu rechtfertigen? Die penetrante Deutschtümelei – erinnert sie nicht auf fatale Weise an das gängige Schlagwort wilhelminischer Jahre, am deutschen Wesen möge die Welt genesen? Nein, dies alles ist unsäglich nicht erst in heutiger Sicht, es war schon unsäglich, als es geschrieben wurde, und man mag selbst da nicht zustimmen, wo der Verfasser im Recht ist gegen französischen Chauvinismus, britische Selbstgerechtigkeit und die Sünden des bürgerlichen Parlamentarismus.

Thomas Mann war 39 Jahre alt, als der Krieg ausbrach, und ein weithin bekannter Schriftsteller, und er mußte wissen, was er sagte und welches Gewicht seine Worte besaßen. Er habe sich, schrieb er 1917, „erschüttert, aufgewühlt, gellend herausgefordert... in den Tumult" geworfen. Und fand sich dort, das sei nicht bestritten, inmitten einer Mehrheit derjenigen, die sich als „geistige Elite" des Landes verstanden. Aber nicht alle schwammen in diesem Strom, auch Bruder Heinrich nicht. Der Bruch war unvermeidlich, die Brüder blieben entzweit über den Krieg hinaus.

In der Mitte des Lebens angelangt, so liest man, suchte der Dichter seinen Standort in Geschichte, Gesellschaft und Kunst zu bestimmen. Und welchen Standort wählte er? Wonach anfangs nur eine Minderheit verlangte, nämlich Demokratisierung des Staatswesens, Thomas Mann setzte solcherlei Forderungen gleich mit „Entdeutschung" und diffamierte sie als „Unfug" und ließ dies drucken im Oktober 1918, Wochen nur vor der Revolution, als aus der Minderheit längst eine aufbegehrende Mehrheit geworden war.

Der zweite Anlauf auf den „Platz an der Sonne", der „Berichtigungskrieg", den er während des ersten Anlaufs für den Fall des Scheiterns vorausgesagt hat, ist vorbei, als Thomas Mann erklärt, er habe seinen 600-Seiten-Essay „Betrachtungen eines Unpolitischen" geschrieben „ohne den Gedanken an endgültige Festlegung", und er definiert das Buch als „Erkundung der konservativ-nationalen Sphäre": „Kaum war es fertig, 1918, so löste ich mich von ihm..." Über „Erkundung" und „Festlegung" ließe sich wohl rechten, richtig und wichtig ist, Thomas Mann hat sich gelöst, von diesem Buch, von etlichen Aufsätzen jener Jahre und von den Auffassungen, die sie verfochten. Daß die Texte erhalten blieben und nicht getilgt wurden aus den gesammelten Werken, wie ihr Autor wohl erwogen hat, setzt uns instand zu ermessen und zu bedenken, in welche Irrungen ein Mensch, ein so sensibler und subtiler Geist dazu, stürzen kann, und welche weiten Wege manch einer gehen muß, um zu Einsichten zu gelangen, die andere leicht gewinnen.

Ein Mensch wie alle

Der seinerzeit Demokratie, wie immer beschaffen, verachtete, jetzt, noch vor Hitler, streitet er für sie mit scharfer Unnachgiebigkeit: „Der Wille der Völker wird sabotiert. Was die Regierungen treiben, ist nicht dieser Wille... Ist etwa das, was heute bei uns regiert, ist die frömmelnde, christlich-militaristische, monarchistische Restauration, deren geistiges Rüstzeug hauptsächlich in dem stupiden Schimpfwort ‚Kulturbolschewismus' besteht und die ganz offen, eingestandenermaßen, darauf ausgeht, den Zustand des Landes um ein Menschenalter zurückzuschrauben – ist dies etwa, frage ich, nach seinen Worten und Taten der Ausdruck des Volkswillens? Alles, was diese Restmenschen einer feudalen Vergangenheit sagen und tun, hat zum einzigen Ziel, Deutschland in den Geisteszustand zu versetzen, der unser Teil gewesen wäre, wenn wir vor vierzehn Jahren den Krieg gewonnen hätten... Nein, die Demokratie ist nicht verwirklicht, die soziale, in der die Völker zu leben wünschen, während ihre Regierungen es im Namen des Vaterlandes hintertreiben."

Der einst das Deutschsein über alles in der Welt erhob, bekennt jetzt, unterwegs zu neuen Ufern, ohne Vorbehalt, daß sein Volk „ein Volk ist wie ein anderes, mit seinen Vorzügen und seinen ebenso großen Fehlern". Und er beklagt jenen „verhängnisvollen Superioritätswahn", dem er selbst einmal verfallen war, jenen „verderblichen Rausch von Vorrang und Recht zum Unrecht". Jetzt weiß er und sagt es laut: „Nicht um Deutschland dreht sich die Welt; ...größere Fragen sind an der Tagesordnung als die Probleme der deutschen Seele. Der deutsche Mensch ist... ein Mensch wie alle..." Und auch die deutsche Kultur ist „nicht die höchste und einzige, sondern sie ist eine unter anderen". Der falsch verstandene und falsch benutzte deutsche Freiheitsbegriff „war immer nur nach außen gerichtet; er meinte das Recht, deutsch zu sein, nur deutsch und nichts anderes..."; zugleich vertrug sich diese egoistische „Freiheit" innerhalb der eigenen Grenzen „mit einem befremdenden Maß von Unfreiheit, Unmündigkeit, dumpfer Untertänigkeit".

Man versteht, daß ein kluger Zeitgenosse, der Marxist Hanns Eisler, dem bürgerlichen Moralisten Thomas Mann „Einsicht in die geschichtlichen Schwächen der Deutschen" bescheinigt hat, „wie man sie nur noch bei Marx findet".

Als es noch nicht zu spät war

Der 1914 den Frieden satt hatte, geläutert und gewandelt verteidigt er ihn frühzeitig, als andere die neue Bedrohung noch kaum wahrnehmen. 1932 sagt Thomas Mann in einer Rede vor Wiener Arbeitern: „Ein anderer Völkerbund wäre nötig als der Genfer: ein Bund der Völker gegen ihre Regierungen, die ihren Friedenswillen nicht ausführen..." Aber als der Krieg da ist, weist er jeden Gedanken an Kompromisse zurück: „Mit einem Hitler gibt es keinen Frieden, weil er des Friedens von Grund aus unfähig und weil dieses Wort in seinem Munde nur eine schmutzige, krankhafte Lüge ist..." Gesprochen im März 1941: Hitler auf dem Gipfel der Macht, Frankreich geschlagen, England zurückgeworfen auf seine Insel, USA und UdSSR noch nicht im Krieg. Trotzdem bekennt er sich auch in dieser Zeit, da der Frieden verloren und der Krieg noch nicht gewonnen ist, zur Verantwortung des Künstlers für den Frieden, und er geht so weit, dieses gesellschaftliche Engagement höher zu werten als alles künstlerische Wirken: „Täglich wächst meine Überzeugung, daß die Zeit kommen wird und schon näher kommt, wo ihr es mir danken und es mir höher anrechnen werdet als meine Geschichtenbücher: das ist, daß ich euch warnte, als es noch nicht zu spät war..., daß ich damals, im Oktober 1930, meine Natur überwindend, in die politische Arena stieg und im Berliner Beethovensaal, schon unter grölenden Unterbrechungen der Nazibuben, die Rede hielt,... die ich ‚Appell an die Vernunft' nannte... – das dient heute, so vergeblich es sein mußte, meinem Gewissen zu tieferer Beruhigung als alles, was ich mit glücklicherem Gelingen als Künstler ausrichten konnte."

Schuldige und Mitschuldige

Noch mitten im Krieg, im Sommer 1943, notiert Thomas Mann in seinem Tagebuch den „Eindruck, daß es sich kaum noch um diesen Krieg, sondern um die Vorbereitung des nächsten handelt". Schon vor dem Krieg erkannte er, daß „die bürgerliche Welt" den Faschismus als „Hilfsmittel gegen die überall drohende soziale Revolution" betrachtete. Als Chamberlain und Daladier in München die Tschechoslowakei an Hitler verrieten, nannte er ihre wahren Motive beim Namen: nicht Friedensliebe, sondern „Angst vor dem Sozialismus", und er tadelte das „Schutzsuchen des kon-

Thomas Mann in der DDR: Gespräch mit Johannes R. Becher in Eisenach. Fotos: FW-Archiv (3), ZB

servativen Europa hinter dem ‚Bollwerk' des Faschismus". War der Friede auf andere Art zu retten gewesen? „Einfach und mit vollendeter Sicherheit dadurch", antwortete Thomas Mann, bezogen auf München, „daß die westlichen Demokratien, der moralischen Unterstützung Amerikas gewiß, mit Rußland zum Schutze des tschechoslowakischen Staates entschlossen zusammenstanden."

Auch im Tagebuch, das er kurz nach dem Krieg veröffentlichte, steht: „Gewiß wäre der Kommunismus nicht meine Lebensluft gewesen, aber er hätte mich leben lassen,... er und ich hätten den menschheitlichen Willen ineinander geehrt." Nie ganz befreit von Vorbehalten gegen den Kommunismus, ist Thomas Mann doch nie dem stumpfsinnigen Antikommunismus verfallen. Kein Zweifel für ihn, daß Rußland eine „echte Revolution" erlebt hat. Hitlers „nationale Erhebung" dagegen, die sich in frühen Phasen revolutionär gebärdete, nennt er eine „Lügen-Revolution", die er durchschaut hat: „Vom deutschen und internationalen Finanzkapital sind Hitler und seine Bande ausgehalten und in die Macht geschoben worden."

In seinem einzigen Brief an Brecht vom Dezember 1943 verurteilt Thomas Mann „die schuldbeladene Machtkombination von Junkern, Militär und Großindustrie, die für zwei Weltkriege die Verantwortung" trage. Eine unterdessen unwiderlegbar bewiesene Erkenntnis, die von manchen bürgerlichen Historikern in der Bundesrepublik allerdings längst wieder ignoriert wird. „Alle Hoffnung", schreibt Thomas Mann, beruhe „auf einer echten und reinigenden deutschen Revolution, die von den Siegern nicht etwa zu verhindern, sondern zu begünstigen und zu fördern" sei. Ein halbes Jahr später wiederholt er diesen Gedanken in der New-Yorker Zeitschrift „Atlantic Monthly": Der „konservative Kapitalismus des Westens" trage Mitverantwortung für das Aufkommen des deutschen Faschismus. Zu beseitigen sei nach dem Sieg das „weltbedrohende Bündnis von Junkertum, Generalität und Schwerindustrie". So tiefe Einsichten und so radikale Forderungen im Kopf und nun noch in der öffentlichen Rede eines Schriftstellers, dem die Welt zuhörte und der doch von Hause aus eher dazu neigte, Wesen und Lauf der Geschichte aus der geistigen Sphäre zu erklären, strapazierten die Toleranz der amerikanischen und englischen Geschäftswelt über das erträgliche Maß. Aus deren Umfeld, so steht zu vermuten, kamen denn auch die Anstöße zu jener Pressekampagne gegen Thomas Mann, die Zweifel an seiner antifaschistischen Haltung ausstreute.

Verfolgungswahn

Als er die Gefahr erkennt, daß der Krieg gewonnen, der Frieden aber verloren werden könnte, schließt er nicht die Augen: „Gegensätze zwischen Rußland und dem Westen? Sie bestehen. Aber der Ausgleich zwischen ihnen gehört ja zu den Funktionen dieses Krieges: der Ausgleich..., auf dem alle Hoffnung der Welt beruht." Da klingen, mitten im Krieg für deutsche Ohren gesprochen, Furcht und Sorge nur leise an. Später, der „kalte Krieg" ist ausgebrochen, plädiert er für „vernünftigen Ausgleich mit Sowjetrußland" und wendet sich gegen ein „höchst unbesonnenes Spiel mit dem Kriegsgedanken hierzulande", also in den USA, deren Bürger er inzwischen geworden ist.

Aber die Hexenjagd rast über das Land, und als Thomas Mann 1949 zu den Goethe-Feiern nicht nur nach Frankfurt am Main, sondern auch nach Weimar fährt und auch dort die ihm zugedachten Ehrungen nicht ausschlägt, kündigt die Kongreß-Bibliothek in Washington, über lange Jahre Tribüne seiner Vorträge, die Zusammenarbeit, und willfährige Zeitungen rechnen ihn unter die Kommunisten. Thomas Mann antwortet in einer New-Yorker Zeitschrift: „Ich bin kein Kommunist und bin nie einer gewesen... Daß aber für dieses Land, dessen Bürger zu werden mir eine Ehre und Freude war, der hysterische, irrationale und blinde Kommunistenhaß eine Gefahr darstellt, ...daß der Verfolgungswahnsinn und die Verfolgungswut, in die man verfallen und der sich mit Haut und Haar zu überlassen man im Begriffe scheint – daß all dies nicht nur zu nichts Gutem führen kann, sondern zum Schlimmsten führen wird, wenn man sich nicht schleunigst besinnt, wollte bei dieser Gelegenheit ausgesprochen sein."

Welt von morgen

Obwohl also, wie hinlänglich bekannt und in vielfältigen Äußerungen offenbart, tatsächlich beileibe kein Kommunist und nach eigenem Geständnis außerstande, ein „marxistisches Examen" zu bestehen, entwirft Thomas Mann Bilder von der Zukunft der Welt, deren Farben auch nach so langer Zeit nicht verblaßt sind. Schon 1932 in seiner Goethe-Rede kündigt er an, was er sieht: „Die neue, die soziale Welt, die organisierte Einheits- und Planwelt, in der die Menschheit von untermenschlichen, unnotwendigen, das Ehrgefühl der Vernunft verletzenden Leiden befreit sein wird, diese Welt wird kommen... Sie wird kommen, denn eine äußere und rationale Ordnung, die der erreichten Stufe des Menschengeistes gemäß ist, muß geschaffen sein..." Ausdrücklich räumt er ein, daß diese neue Welt, wenn nicht anders, auch durch „gewaltsame Umwälzung" herzustellen sei. Mögen manche Worte unseren Ohren nicht vertraut sein, man lese genau und man wird finden, daß der Sinn uns so fremd nicht ist.

An die „ganze bürgerliche Welt des Abendlandes" gewandt, fordert er ein Jahrzehnt später „den Mut, sich in diesem Kriege und nachher auf die populären Kräfte zu stützen, wirklich einen people's war (Volkskrieg) in ihm zu sehen und wirklich eine neue freiere, gerechtere Welt, die soziale Demokratie zu wollen", statt sich, der „eigenen revolutionären Tradition uneingedenk, mit den Mächten der alten Ordnung" zu verbinden, „nur um beileibe alles zu vermeiden, was sie ‚Anarchie' nennt, alles Revolutionäre also". Auch hier betont Thomas Mann noch einmal, daß er im Sozialismus „nicht das menschliche Ideal" erblicke. Dann folgt jene tausendfach zitierte Stelle: „Trotzdem kann ich nicht umhin, in dem Schrecken der bürgerlichen Welt vor dem Wort Kommunismus, diesem Schrecken, von dem der Faschismus so lange gelebt hat, etwas Abergläubisches und Kindisches zu sehen, die Grundtorheit unserer Epoche." Hier enden gewöhnlich die Zitate. Der Text aber geht weiter: „Der Kommunismus ist ein scharf umschriebenes, politisch-ökonomisches Programm, ...geboren aus dem historischen Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts... Er ist aber als Vision zugleich viel älter und enthält auch wieder Elemente, die erst einer Zukunftswelt angehören... Der Zukunft aber gehört er insofern an, als die Welt, die nach uns kommt, in der unsere Kinder und Enkel leben werden und die langsam ihre Umrisse zu enthüllen beginnt, schwerlich ohne kommunistische Züge vorzustellen ist: das heißt, ohne die Grundidee des gemeinsamen Besitz- und Genußrechtes an den Gütern der Erde, ohne fortschreitende Einebnung der Klassenunterschiede, ohne das Recht auf Arbeit und die Pflicht zur Arbeit für alle."

Im Juni 1942 sagt Thomas Mann seinen deutschen Hörern über die BBC-Welle: „Geschichtsphilosophen haben die Macht an sich böse genannt. Ich glaube das nicht. Nur Entartete sehen in der Macht die Möglichkeit, ungestraft Böses zu tun. Möge dieser Krieg die Macht denen zuwenden, hinter deren Stirnen Vernunft, in deren Herzen Sympathie wohnt und denen Macht ein Mittel zum Guten ist."

Der Vernunft die Macht: das ist es, was heute alle sagen, die Verantwortung spüren für die Zukunft der Menschheit. Lebte Thomas Mann noch, auch er wäre unter ihnen.

Zwei Ukrainer machen Furore

Eins weiß er, Sergej Bubka, ganz genau: Die Höhe, die ihm vorschwebt, sind seine jüngsten Weltrekorde von Bratislava (6,05) und Nizza (6,06 m) – nebst neun in der Halle nun auch der neunte im Freien – noch lange nicht. Er wehrt sich zwar gegen die ewige Fragerei, wie hoch hinaus er eigentlich noch wolle, aber: Physische und psychische Stärke, Elastizität, Grundschnelligkeit, Sprungtechnik, Stabbeschaffenheit und -länge, Griffhöhe, Überhöhung – „das alles müßte schon jetzt ausreichen, um erst bei 5,80 m zu beginnen und am Ende in die 6,20-m-Region zu gelangen." Überzeugt davon ist vor allem sein Trainer Vitali Petrow – „und es gibt nichts, was der über den Stabhochsprung nicht wüßte".

Hinter vorgehaltener Hand wird gemunkelt, Bubka habe im Training schon die 6,30 m bezwungen. Ein Gummiband statt einer Latte – „damit wir nach einem Fehlversuch nicht immer erst mit Leiter und Gabel in die Wolken klettern müssen, um die Höhe wieder aufzulegen." Und wenn er nun plant, in die Konkurrenz bei einer Höhe einzugreifen, die in der Leichtathletikgeschichte überhaupt erst 21 Springer gemeistert haben, so spricht das Bände. Solch ein Erscheinungsbild offenbart nur, wer über den Dingen steht und mit seiner sportlichen Universalität genausogut seinen Weg auch als Gewichtheber oder Turner oder Sprinter oder Weitspringer hätte machen können.

Als das unzertrennliche Tandem Bubka/Petrow im Juni nach Bratislava flog, machten die beiden in Moskau Zwischenstation. Dort traf Petrow seinen alten Freund Alexander Srebnizki, ein Journalist. „Bereite dich darauf vor", tat er diesem kund, „daß Serjoscha in Bratislava Weltrekord springt. Wenn er's nicht schafft, was wenig wahrscheinlich ist, packt er beim Snamenski-Memorial in Leningrad die 6,05 m. Drei Versuche sind geplant, mehr nicht. Gib mir dein Notizbuch, damit ich sie dir aufschreibe: Anfangshöhe 5,75, dann 5,90, zuletzt 6,05 m."

Beim Weltrekord vom 9. Juni verknappte Bubka sein Bratislavaer Gastspiel tatsächlich auf ein dreimaliges Erscheinen: 5,70 m zu Beginn, 5,90 m zwischendurch, dann 6,05 m – und das alles auf Anhieb! In Nizza war es einen Monat später kaum anders (5,70/5,86/6,06). Hier wie dort ließ er die Latte sogar noch auf 6,10 m legen, scheiterte aber noch. Wohlbemerkt, n o c h . An der Côte d'Azur gegen Mitternacht schon zu müde, war ihm an der schönen blauen Donau bei solchem Weltrekord-Schnellverfahren der Freudenbecher übergeschwappt – „gewissermaßen stand Bubka mit einem Mal zu sehr unterm Eindruck von Bubkas Leistung".

Augenzeuge des dortigen Geschehens und wie ein Harfner der Sprache hat Wladimir Kutschmij dann die paar Minuten beschrieben, in denen Bubka zwischen 19.02 und 19.27 Uhr auf der Weltrekord-Bühne stand: Wenn Bubka nach Bratislava kommt, kommt Bratislava zu Bubka. So muß es früher in den Opernhäusern gewesen sein, wenn Caruso oder die Callas sangen oder die Ulanowa tanzte. Im Stadion fiel keine Stecknadel zur Erde, vor den Toren standen zuhauf die Leute und begehrten Einlaß – Bubka sehen! Dann 6,05 m. Atemlose Stille, wie in der Kirche, sogar die Läufer hielten inne. Sekunden später die Entzückung, ein Aufschrei, der Jubel – Theater Sergej Bubka…

Was will er eigentlich noch? „Olympiasieger werden! Egal, mit welcher Höhe, Hauptsache, ich siege. Und mal wieder, wenn's geht, Weltrekord springen. Welche Höhe, so was würde ich nie voraussagen wollen." Ansonsten ist und hat Bubka alles. Zweifacher Weltmeister. Europameister. Weltcup- und Grand-Prix-Sieger. Erster Stabhochspringer der Welt über 5,85 und 5,90, (nach 5,94) über 6,00 und 6,05 m. Summa summarum achtzehnfacher Weltrekordler. Mehrmals Weltsportler des Jahres. Träger des Leninordens, des Juri-Gagarin-Preises, des Sport-„Oscar". Autor der Selbstbiographie „Versuch in Reserve". Ehrenkumpel der Donezker Gorki-Zeche, dort populär und beliebt wie überall im Land, wo ihm bis in die entlegenste Ecke eines Warenhauses die Fans hinterherlaufen. Cäsar ähnelnd in Bronze gegossen von Bildhauer Nikolai Jassinenko. Besungen von der Popsängerin und Schlagerparaden-Regentin Alla Pugatschowa: „Oben ist dort, wo Sergej Bubka ist. Du, mein Lieber, ich will auch den Himmel sehen…"

Die Familie Bubka – Sergej sen., Frau Lilja Tjutjunik, die Söhne Vitali und Sergej jun. – wohnt im 13. Stock eines Donezker Hochhauses. Wenn sie aus dem Fenster schaut, sieht sie unten vor der Tür ein Auto mit der Endziffer 06.00 auf dem Nummernschild. Während der Einzug in ebendie Etage ohne „historische" Zusammenhänge vonstatten ging, war das andere eine verkehrspolizeiliche Verfügung, die von jenem 13. Juli 1985 herrührt, da Bubka (wie es so treffend hieß) „Paris überflog" und als erster, bis heute auch einziger, die 6,00-m-„Schallmauer" durchbrach. Eine Höhe, hat jemand bildhaft erleuchtet, die „fast drei übereinandergestellten Telefonhäuschen" entspreche und „aus der andere nicht wagen würden herunterzuspringen…"

Die Ukraine, sagt der Ukrainer Bubka, hat der internationalen Leichtathletik schon viele Glanzlichter aufgesetzt. Ohne langes Überlegen nennt er den Dauerläufer Wladimir Kuz und den Sprinter Valeri Borsow, den Geher Wladimir Golubnitschi und den Hammerwerfer Juri Sedych, die „Diskus-Queen" Faina Melnik… Jetzt kann er sagen, auch Galina Tschistjakowa aus Ismail – am Kilijsker Donauarm gelegen, rund 80 Kilometer vom Schwarzen Meer entfernt – gehöre dazu. Beim Snamenski-Memorial in Leningrad wurde sie die erste Weitspringerin der Welt, die die 7,50-m-Marke erreichte und diese so-

Galina Tschistjakowa (Bild oben): „Als ich anfing, hat man mir einmal gesagt, ich solle einer Heuschrecke oder einem Frosch beim Sprung zugukken. Aber ich sage immer, ich bin eine Katze." Sergej Bubka (Bild rechts): Training im Wald, zwischen den Bäumen, die so hoch sind, so hoch er springt – wie Tarzan in die Wipfel schaukeln.

gar noch um zwei Zentimeter hinter sich ließ.

Ein Werk, dessen Vollendung schon seit zwei, drei Jahren ansteht. Oder besser gesagt, seit es eine Heike Drechsler gibt, die mit einer Weltrekord-Dreierserie den Frauen-Weitsprung von dem Alpdruck erlöste, das 7,43-m-Mirakel der Rumänin Anisoara Cusmir aus dem Jahr '83 könnte durch die Zeiten geistern wie Bob Beamons zum Nachtmahr gewordener 8,90-m-Jahrhundertrekord bei den Männern. So sagt die 25jährige Wahl-Moskauerin denn auch, ohne das unbedingt auf ihre eigene Person zu beziehen, mit den siebeneinhalb Metern sei es ja eigentlich an der Zeit gewesen. Zumal ihre beiden Trainer, Wjatscheslaw Sokolow und Ehemann Alexander Beskrowny, schon seit langem davon reden, über 7,70 oder auch 7,80 m sollten Frauen nicht länger mit dem Kopf schütteln.

Den auf idealer Anlage, bei 1,31 m/s Rückenwind, mit bemerkenswerter Absprungtechnik und in optimaler Form geschaffenen Neuwert des Weitsprung-Weltrekords anhand der Mehrkampf-Punkttabellen ergründen zu wollen, wäre verlorene Liebesmüh. Um Galina Tschistjakowas 1351 Punkte zu erreichen, würde unsere Speerwurf-Weltrekordlerin Petra Felke „nur" etwas mehr als 75 Meter brauchen, wozu sie neuerdings fast bei jedem Auftritt fähig ist. Andererseits müßte eine 200-m-Läuferin zur Güteklasse I eines Sprinters aufrükken und so schnell sein wie einst Livio Berruti oder eine 800-m-Läuferin weit, sehr weit unter 1:50 Minuten bleiben. Zwei Kraftakte fürs nächste Jahrhundert.

Das Talent für den Weitsprung wird die ansehnliche Ukrainerin aus Moskau wohl von der Mutter geerbt haben. Die Kindergärtnerin Antonina Iwanowna stand in ihren Jugendjahren einmal in der Zeitung, nachdem sie mit 5,50 m in eine hoffnungsvolle Zukunft gestartet war. Jetzt hat sie per Fernsehen erlebt, wie ihrer jüngsten Tochter ein Sprung gelang, der zwei Meter länger „dauerte" als der ihre damals. Vielleicht kam ihr in diesem Moment auch die Erinnerung an jenen Tag, da sie die elfjährige Galja an die Hand nahm, mit ihr zur Kindersportschule ging und dort Trainerin Tatjana Mardaschowa die Kleine zuerst gar nicht haben wollte, weil sie zwei Jahre jünger als die anderen in der Gruppe war. Aber ohne viel Federlesens regelte Galja das Problem von sich aus: Schon beim ersten Test rannte sie am schnellsten und sprang auch am weitesten.

Wenn's so war, daß während der Fernsehübertragung aus Leningrad die fünfeinhalbjährige Oxana in Ismail auf Oma Antoninas Schoß saß und zuguckte, dann wird sie eines Tages erzählen: Kurz bevor ich zur Schule kam, habe ich gesehen, wie meine Mutter Weltrekord sprang. 7,52 Meter – könnt ihr euch vorstellen, wie weit das ist?

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Nikolai Adamowitsch, Igor Utkin

Eisrevue auf Tatzen

Nach seiner vielbestaunten Gruppe eishockeyspielender Braunbären bringt der Sowjetische Staatszirkus jetzt schlittschuhlaufende Polarbären aufs Eisparkett. Eine Weltsensation, geboren aus den großen Traditionen russischer Tierdressur. Im alten Zirkusgebäude von Charkow, das Artisten des Landes als Ausbildungsstätte dient, führten Alexander Denissenko und Tochter Julia die einmalige Schaunummer zur Manegenreife. – Kurz vor der Premiere besuchten unsere Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) die vierbeinigen Kufenstars mit ihren Betreuern.

Der Eisbär, stärkstes und angriffslustigstes Raubtier der Erde, hat wenig gemein mit dem Meister Petz, der gutmütig brummend durch die Märchenbücher unserer Kindheit zog: Zu schwer ist das Leben in der Arktis, zu mühsam sind Futterbeschaffung und Familiengründung, zu extrem die klimatischen Verhältnisse, als daß diese schönen, geschmeidigen Jäger sich Gutmütigkeit oder auch nur Kollegialität der Umgangsformen im Kampf ums Dasein erlauben könnten. Eisbären besitzen einen sogar für Raubtiere ungewöhnlich entwickelten Jagdinstinkt. Alles, was sich bewegt in ihrer eisigen Umgebung, wird als mögliche Beute angesprochen und verfolgt. Dabei hat sich der Weltbestand an Eisbären in den vergangenen 50 Jahren um mehr als ein Drittel verringert… Unkontrollierte Jagdunternehmen amerikanischer und kanadischer Rauchwarenspekulanten, Seuchenbefall und vor allem der mit Plünderung und Verschmutzung des Weltozeans rapid einhergehende Schwund des Aufkommens an Beu-

Anlaß für die Verantwortlichen im Sowjetischen Staatszirkus, sich an die zuständigen Stellen mit höchst ungewöhnlichem Anliegen zu wenden: ihnen bei der Geburt einer zirzensischen Weltsensation behilflich zu sein – der allerersten Eisbären-Gruppendressur auf Eisparkett. Wobei nur dann eine Chance des Gelingens besteht, wenn mit ganz jungen Tieren, Eisbärenbabys, begonnen wird. Acht bis zehn gleichaltrige, gleichjunge Exemplare werden benötigt; und die sind in keiner Zoohandlung der Welt, in keinem Tierpark zu kaufen. Die muß man in der Arktis von der Scholle holen, muß man ihren gewiß sehr ungehaltenen Müttern, Auge in Auge mit einem Raubtier, so schonend wie möglich fortnehmen. Soweit die Idee…

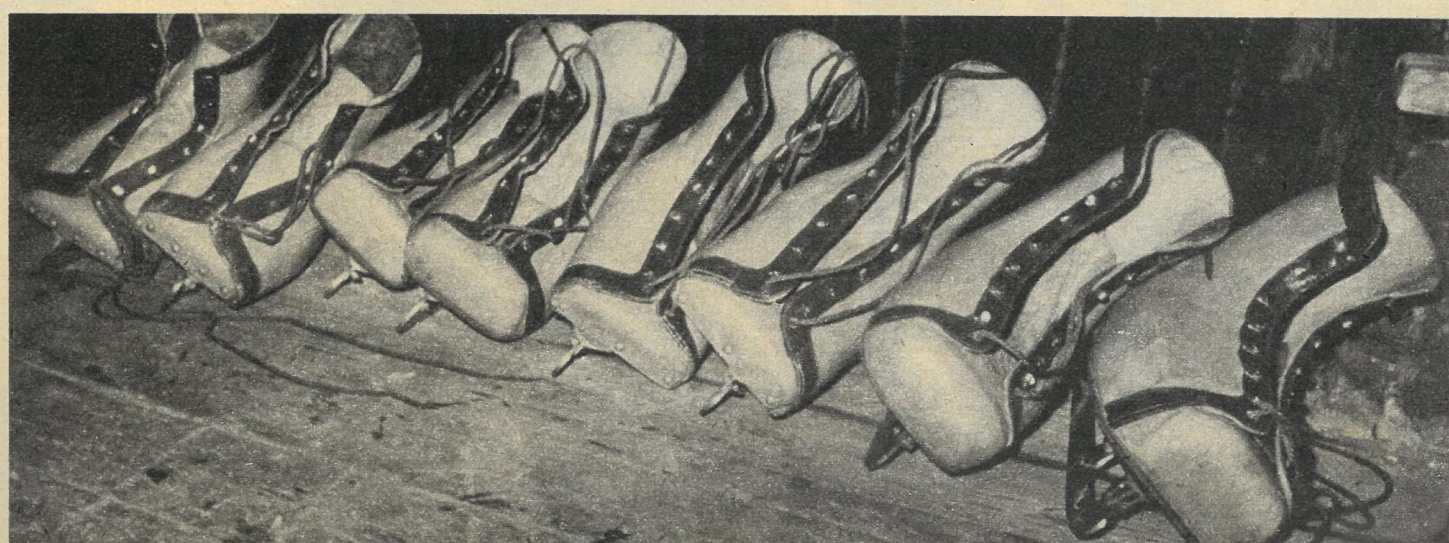
Nun kommt der Mann ins Spiel, ohne den dieser Kraftakt unvorstellbar gewesen wäre: Alexander Denissenko. Bekannter Artist, als ehemaliger Trapezkünstler nach schwerem Unfall „umgeschult“ auf Tierdressur durch den berühmten sowjetischen „Bärenvater“ Filatow. – Anfrage aus Moskau, gerichtet an Denissenko: „Wären Sie bereit, die Sache mit den Eisbären in die Hand zu nehmen?“ Eine Zusage schloß die Verpflichtung ein, auch den Fang der Tiere zu leiten. Denn

Fortsetzung Seite 24

Bild unten: Teamarbeit verlangt das Anlegen der Laufstiefel, mit denen einheimische Orthopädie-Handwerker eine Serie von Meisterstücken lieferten. Nach Maß, versteht sich!

tetieren werden von Experten als Ursachen genannt.

Es war die Sowjetregierung, die um 1950 ein internationales Übereinkommen zum Schutz des Eisbären durchsetzte. Inzwischen gibt es wieder 40 000 freilebende Exemplare in den Einöden rund um den Nordpol (gegenüber einem Tiefstand von 10 000 Tieren); allein im sowjetischen Naturschutzgebiet auf der Wrangelinsel werden jährlich etwa 500 Jungbärchen (Geburtsgewicht wenig mehr als 400 g!) von den Hegern registriert.



Eisrevue auf Tatzen

die Jungbären mußten von Anfang an den Geruch des Dresseurs „in der Nase haben", von ihm gefüttert und erzogen werden.

Pirsch am Pol

Denissenko telegrafierte Zustimmung und begann mit den Vorbereitungen für die Expedition. Gespräche mit wissenschaftlichen Experten, Zoologen, Biologen, Hydrometeorologen. Notwendig war auch, sich der Hilfe der Grenztruppen zu versichern, schließlich sieht man vom Hubschrauber aus mehr als am Boden.

Denissenko: „Ende April kamen wir in Dikson an. Da hatten auf den polnahen Inseln Graham-Bell- und Franz-Joseph-Land, wo wir auf Fang gingen, die Mütter schon mit ihren Kindern die Wohnhöhlen verlassen und waren zu ersten Streifzügen auf dem Eis unterwegs. Die kleinen Bären sind zu dieser Jahreszeit etwa zwei, drei Monate alt, sie laufen ausdauernd, sind aber in der Ernährung noch völlig von ihren Müttern abhängig und verlassen diese bei allem spielerischen Übermut nie weiter als ein paar Meter."

Denissenko und seine Fänger landeten mit dem Hubschrauber ein Stück abseits der Tiermütter und pirschten vorsichtig an sie heran. „Wenn sich der Bärin vier unbekannte Wesen von mehreren Seiten zugleich nähern, verwirrt das ihre Aufmerksamkeit, und sie wird unsi-

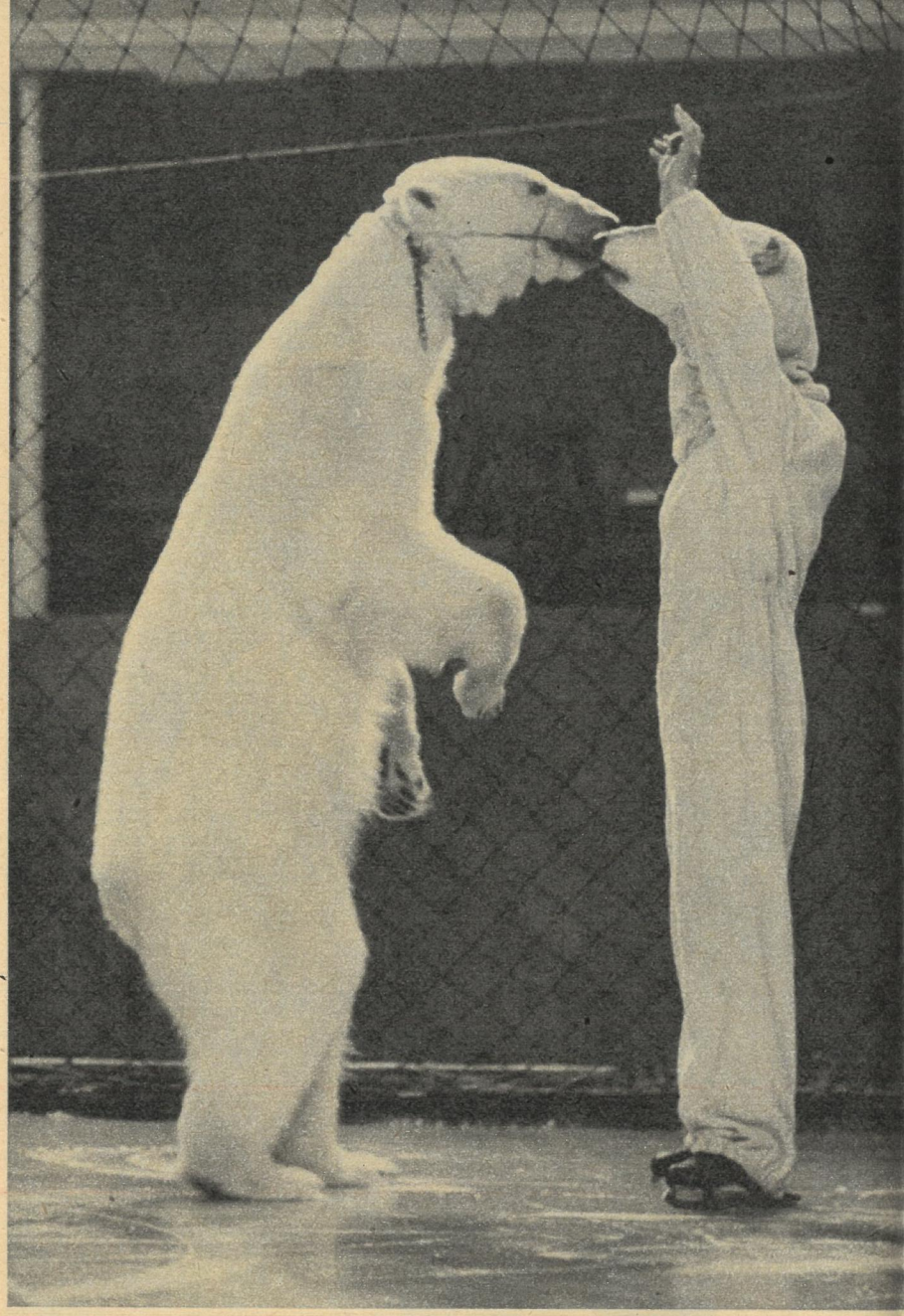


Bild rechts: Alexanders Maske weist darauf hin – stärkster Bär im Rund ist der Mensch! – Unten: Verspielt wie Kätzchen, doch jeden Augenblick ist Wachsamkeit geboten. – Rechts außen: Nach brav ausgeführtem Trick ein Leckerbissen aus der bärenfreundlichen Gürteltasche.

cher. Nach vergeblichem Fluchtversuch siegt der Mutterinstinkt, und die Bärin stellt sich dem Feind, um ihr Junges zu verteidigen. Mit äußerster Vorsicht suchten wir auf zwanzig, dreißig Meter an die Bärin heranzukommen. Das ist die Entfernung, auf der ein Betäubungsschuß sicher angebracht werden kann. Man zielt auf den Oberschenkel oder den Hals und achtet darauf, keine empfindlichen Organe zu verletzen."

Minus 27 bis 32 Grad zeigte die Quecksilbersäule, eine milde Temperatur nach Polarbegriffen. „Doch das Schlimmste war der Sturm, der ging wie Nadeln unter die Haut!" Denissenko und seine Männer beobachteten, wie die Bärenmutter sich nach dem Treffer in den Schnee einzugraben begann. „Ein untrügliches Zeichen, daß unser Mittel wirkte. Trotzdem gingen wir immer sehr vorsichtig heran. Der Respekt blieb. Denn das Medikament war unter Polarverhältnissen noch unerprobt, und man weiß: Die Reaktion von Eisbären ist blitzschnell und unberechenbar."

Aber zum Glück tat das eigentlich für den Fang großer Affen entwickelte Präparat seine Schuldigkeit... Acht bis zwölf Minuten bleiben die Bärinnen unbeweglich. In dieser Spanne mußten die Polarbabys untersucht, gewogen, mit einem Schluck süßer Milch beruhigt und unter dem Anorak geborgen werden. „Dann hieß es für uns, Fersengeld geben, um den rettenden Hubschrauber zu erreichen. Die Kleinen nahmen den Wechsel der Dinge nicht tragisch. Ein Geschwisterpaar fing sogar an, sich noch unter dem Anorak zu balgen!"

Familien-Probleme

So hatten zehn kleine Eisbären eine neue Mutter namens Alexander. Über die Hütte einer einsamen Funkstation („dort demolierten sie fast vollständig einen Radioapparat; der Kommandant raufte sich die Haare") und den Polarort Dikson, per Hubschrauber, Schiff und Flugzeug reiste die frisch gegründete Familie nach Moskau, wo man an Gäste jeder Art gewöhnt ist. Dort, im Südwesten der Hauptstadt, zogen die Denissenkos ihre Bärenkinder auf (nur eines erlag einer Infektion), Fachleute verschiedener Bereiche erblicken in dieser Quote eine hervorragende Leistung. Alexander hat inzwischen die ernährungsphysiologischen und verhaltenspsychologischen Erfahrungen seines Umgangs mit Eisbären den einschlägigen Standardwerken beigefügt.

Im Übungskäfig des Zirkus von Brjansk richtete er eine „Spielstube" ein, legte erste Grundlagen für die Dressur. Tag und Nacht war er mit den Tieren zusammen, fütterte und tränkte sie viermal täglich, dann dreimal und schließlich nur noch zweimal am Tage. Trinkwasserprobleme (in Brjansk hatte das Wasser einen für die Tiere schwer verträglichen Chlorgehalt; er fuhr deshalb frisches aus einer kilometerweit entfernten Quelle in Fässern heran), Ernährungsfragen (zuerst Breikost, dann wurden verschiedene Milchmischungen mit eigens aus Archangelsk herangebrachtem Seehundsfett ausprobiert) und vor allem die Suche nach einer für Eisbären „maßgeschneiderten" Kombination von Vitaminen wurden dabei gelöst – gewissermaßen synchron mit dem, was die Fachsprache im Falle Denissenko nur unzureichend mit dem Wort „Dressur" bezeichnet.

Denn ein „Tierbändiger", ein Dompteur im Tigerfell, der mit Peitschenknall und Stachelstock blitzenden Auges „wilden Bestien" seinen Willen aufzwingt, ist Alexander nicht. Er hält es mit der Liebe zum Tier und genauester Kenntnis der Charaktereigenschaften jedes einzelnen seiner Schutzbefohlenen. „Ein Tier muß sich wohl fühlen, gesund und satt sein. Wenn es Bauchweh hat oder Kopfschmerzen – was für Übungen kann man da mit ihm machen?"

Weiße Sünder

Denissenko fühlt sich als Erzieher. „Wie eine Respektsperson im Kindergarten!" Freilich weiß er, daß aus dem Spiel sehr schnell Ernst werden kann, wenn einer der Partner gegen die „Spielregeln" verstößt. „Zwei, drei von denen kann ich um den kleinen Finger wickeln. Die sind brav wie Hündchen." Zweien aber dreht er niemals den Rücken zu, während die ständig versuchen, klammheimlich hinter ihn zu gelangen. Bei ihnen ist der Jagdtrieb ihrer Altvorderen voll entwickelt. Wenn der Meister sich dann umdreht und sie kurz „anschnauzt", trollen sie sich schuldbewußt wie die ertappten Sünder – wir haben es gesehen.

Gesehen in Charkows Altem Zirkus. Seitdem die Stadt einen neuen, leistungsfähigeren erhielt, dient der alte als Trainingszentrum und wurde besonders auf Tierdressuren spezialisiert. Hier arbeiten Alexander Denissenko und Tochter Julia mit ihren Schützlingen vom Pol. Vier Jahre sind die nun alt. Zeit, um zu begreifen, daß man nicht nur zum Fressen und Dummheitenmachen auf der Welt ist. Fünf blütenweiße Knaben und vier Jungbärinnen sind nach einem erfrischenden Bad in dem eigens für sie konstruierten transportablen Becken bereit, exklusiv für FREIE WELT zu zeigen, was sie demnächst dem Publikum vorführen sollen. Im Rahmen eines Programms, das „Polarnacht" heißen soll und mit anderen Nummern auf Kunsteis kombiniert wird – Eistanz und Eisartistik. Vorhang auf, Nordlicht an!

FW-Texter gibt zu, daß Denissenkos Schüler erheblich besser Schlittschuh laufen als er, FW-Fotograf bekennt das gleiche von seinen Walzerkünsten. Die Eisbären jedenfalls beherrschen beides und machen es ersichtlich so, als wollten sie ihren Betreuern damit einen Gefallen tun. Einen Sesselschlitten schieben sie vor sich her, sie tragen Balanciergestänge, stellen sich als Schlagersänger- und Backgroundchor-Imitationen hinters Mikrofon, und sie sind – Weltsensation in der Manege – die ersten Eisbären auf Schlittschuhen überhaupt.

Lichter überm Parkett

Die Premiere steht bevor. Noch wird „gefeilt" am Auftritt, noch müssen die vierbeinigen Artisten sich einstellen auf ein Haus voller Zuschauer, auf die verschiedensten Geräusche und Gerüche. Alles Ungewohnte ruft spontan Reaktionen hervor; einige laufen weg, andere suchen anzugreifen...

Sechs, sieben Stunden am Tag verbringt Denissenko noch immer mit seinen Bären, leistet Schwerarbeit. Doch wenn die Premierenlichter angehen überm Eisparkett, wird alle Mühe vergessen sein – was bedeutet sie im Vergleich zu dem bereits Bewältigten?

Eine widerspruchsvolle Persönlichkeit

Allen Teilnehmern auf der Krimkonferenz im Februar 1945 war klar, daß die in Jalta gefaßten Beschlüsse eine große Bedeutung für die Zukunft Europas und der Welt haben werden. Alle, die dort waren, verließ das Gefühl nicht, daß sie in diesem Sitzungssaal im Brennpunkt historischer Ereignisse standen.

Die drei historischen Persönlichkeiten – Stalin, Roosevelt und Churchill – hatten zusammen eine kolossale Macht und einen riesigen Einfluß. Wieviel hätte noch gelöst werden können, wenn sie damals untereinander das notwendige Maß einer Übereinstimmung in allen Fragen erreicht hätten und wenn die Gerechtigkeit in vollem Maße triumphiert hätte! Jene Übereinstimmung und Gerechtigkeit, die die Völker, insbesondere Europas, erwarteten.

Während der Konferenz wohnte Stalin im sogenannten Jussupow-Palais, unweit des Liwadija-Palastes in der Krimsiedlung Koreis. Dort befand sich auch sein Arbeitszimmer, wo er arbeitete und die Beratungen der sowjetischen Delegation leitete bzw. ihre Mitglieder empfing. Der UdSSR-Botschafter in Großbritannien, F. T. Gussew, und ich waren in einem an das Jussupow-Palais angrenzenden Flügel untergebracht, so daß wir auch häufig in diesem Arbeitszimmer weilten.

Jeden Abend nach Sitzungsschluß, manchmal auch morgens, kam Armeegeneral Antonow hierher. In Moskau war er oft mit Stalin zusammengetroffen und hatte mit ihm die Lage an den Fronten erörtert. Diese Praxis wurde hier fortgesetzt. Als Mitglied der Delegation mußte ich an einem solchen Rapport teilnehmen. Ich beobachtete zum ersten Mal, wie Stalin die Information über die Lage an der Front verfolgte. Seiner Ruhe nach zu urteilen, war für ihn nichts Unerwartetes geschehen. Er stellte Antonow, der damals die Pflichten eines Chefs des Generalstabes erfüllte, Fragen. Stalin interessierte sich für konkrete militärische Verbände. Aus den Fragen wurde klar, daß der Angriffsplan unserer Armeen vorher gut überlegt und bestätigt worden war. Der Oberkommandierende (Stalin, d. Red.) nannte einzelne Armeeformationen und interessierte sich für die Ausrüstung. Aus seiner Reaktion auf Antonows Antworten war zu entnehmen, daß der Oberste Befehlshaber mit dem Stand der Dinge zufrieden war. Es erscheint angebracht, etwas ausführlicher über Stalin als Persönlichkeit und auch als Mensch zu sprechen, nach dem was in meinem Gedächtnis haften geblieben ist. Alle Eindrücke von den Begegnungen, die Zusammenfassung persönlicher Beobachtungen während der Sitzungen, auf denen ich zu einigen Fragen referieren mußte, Episoden im Laufe der Konferenzen und während der Gespräche mit ausländischen Staatsmännern in der Sowjetunion – dies alles zusammengenommen ergab das Bild eines Menschen, wie ich ihn damals wahrgenommen hatte.

Dabei habe ich mir selbstverständlich nicht das Ziel gestellt zu untersuchen, wer Stalin ist, was er darstellt. Ich habe ihn einfach beobachtet, als ich mit der konkreten Arbeit zur Erfüllung dienstlicher Pflichten beschäftigt war. Die sich herausgebildeten Eindrücke über ihn sind nur ein Nebenprodukt, und ich will sie durchaus nicht als unbestreitbare Wahrheit darstellen.

Die Militärs kennen das – es war in den Kämpfen so –, zwei Landetruppen werden ausgesetzt: die eine als Hauptlandetruppe, die andere als ergänzende und zweitrangige, die ablenken soll. Die Kampfhandlungen entwickeln sich, und plötzlich wird diese zweitrangige Truppe dann zu einer bedeutenden, manchmal wichtigen und schließlich zur Haupttruppe. So ist es nicht nur während des Krieges, sondern auch im normalen zivilen Leben: Du machst gleichzeitig zwei Sachen – deine eigene, alltägliche und außerdem noch etwas nebenbei. Das, was man für sich irgendwie als persönlich, wenn Sie so wollen, als intim betrachtet hat, wird nach einiger Zeit auch für die Menschen etwas Besonderes, Bedeutendes und Notwendiges. Heute scheint mir, daß eine Schilderung über eine nicht der Norm entsprechende Person wie Stalin, an die sich die Historiker noch mehrfach wenden werden, von Interesse ist, besonders dann, wenn sich Menschen daran erinnern, die mit ihm Kontakt hatten.

Es ist durchaus möglich, daß mancher meiner Eindrücke nicht mit dem zusammenfällt, was über ihn gesagt, geschrieben wurde und sicherlich von anderen noch geschrieben werden wird. Tatsache ist, daß die ihm eigenen Charaktereigenschaften auf verschiedene Art und Weise bei den unterschiedlichsten Umständen und den unterschiedlichsten Begegnungen zum Ausdruck kamen. Letzten Endes ist aber ein jedes Original immer reicher als eine Kopie, besonders wenn es um eine Persönlichkeit solcher Größe und mit solch dramatischem Schicksal wie Stalin geht.

Natürlich haben alle, die Stalin umgaben bzw. sich – wenn auch manchmal nur zeitweilig – in seiner Nähe befanden, ihn stets aufmerksam beobachtet. Insbesondere wir, die wir damals relativ junge Menschen waren.

Eigentlich hat ein jeder der Anwesenden jedes seiner Worte und jede Geste aufgenommen. Niemand sah darin etwas Verwunderliches. Denn je furchteinflößender eine Gewitterwolke aussieht, mit um so größerer Vorsicht blickt der Mensch auf sie.

Für die Zeitgenossen war allein schon ein Aufenthalt neben Stalin, geschweige denn ein Gespräch mit ihm oder nur die Anwesenheit bei einem Gespräch, die Möglichkeit, seine Äußerungen in einem engen Kreis zu hören, etwas Besonderes. Denn der Augenzeuge dessen, was Stalin sagte und tat, begriff, daß sich vor ihm ein Mensch befand, von dessen Willen sehr viel im Schicksal des Landes und des Volkes, ja auch im Schicksal der Welt abhing.

Das steht durchaus nicht im Widerspruch zur wissenschaftlichen marxistischen Anschauung von der Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte. Eine herausragende Persönlichkeit ist das Produkt der Bedingungen einer bestimmten konkreten Zeit. Aber andererseits können diese Menschen selbst die Entwicklung der Ereignisse, die Entwicklung der Gesellschaft beeinflussen, und sie beeinflussen sie. Marx, Engels und später Lenin haben das in ihren philosophischen Werken tiefgründig behandelt.

Was fiel im ersten Blick bei Stalin auf? Wo man ihn auch immer sah, vor allem fiel auf, daß er ein Mann des Geistes war. Ich habe nie bemerkt, daß das von ihm Gesagte nicht seine bestimmte Beziehung zu der erörterten Frage zum Ausdruck gebracht hätte. Einleitende Worte, lange Vorschläge oder nichtssagende Erklärungen liebte er nicht. Es war ihm lästig, wenn irgendwer weitschweifig sprach und wenn es nicht möglich war, den Sinn zu erraten, zu verstehen, was der Mensch wollte. Gleichzeitig konnte Stalin tolerant sein, mehr noch, er verhielt sich nachsichtig gegenüber solchen Menschen, die wegen ihres Entwicklungsniveaus Schwierigkeiten hatten, ihre Gedanken klar zu formulieren.

Betrachtete man Stalin, wenn er seine Gedanken äußerte, so habe ich immer festgestellt, daß sogar sein Gesicht sprach. Besonders ausdrucksvoll waren seine Augen, die er von Zeit zu Zeit etwas zusammenkniff. Das machte seine Blick noch schärfer. Dieser Blick barg in sich aber auch tausend Rätsel. Stalin hatte die Angewohnheit, wenn er – sagen wir – vorwurfsvolle Worte an die Adresse dieses oder jenes ausländischen Politikers richtete oder mit ihm polemisierte, diesen konzentriert anzuschauen und keinen Blick von ihm zu wenden. Man muß sagen, daß sich das Objekt seiner Aufmerksamkeit in solchen Augenblicken recht unwohl fühlte, so durchdringend war sein Blick.

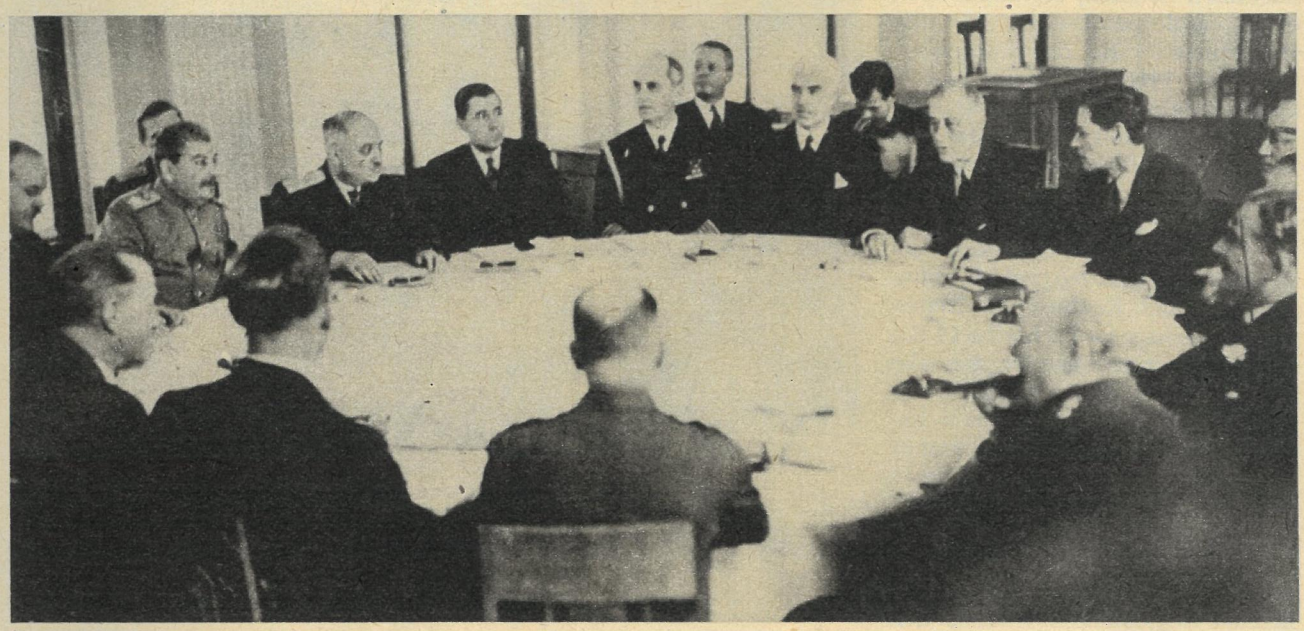
Wenn Stalin im Sitzen sprach, so konnte er leicht seine Lage verändern, indem er sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite beugte. Manchmal unterstrich er mit einer leichten Handbewegung den Gedanken, den er hervorheben wollte, obwohl er im großen und ganzen sehr sparsam mit Gesten war. In seltenen Fällen erhob er seine Stimme. Meist sprach er leise und gleichmäßig, beinahe wie gedämpft. Dort, wo er sprach oder sich unterhielt, herrschte stets absolute Stille, wie viele Menschen auch immer anwesend waren. Das half ihm, ganz er selbst zu sein. Stalins Reden war eine originelle Art eigen. Er war sehr präzise in der Formulierung seiner Gedanken und hauptsächlich in seinem nichtstandardisierenden Denken.

Was ausländische Persönlichkeiten betrifft, so muß man ergänzen, daß sie Stalin nicht mit besonderer Aufmerksamkeit verwöhnte. Deshalb war es für sie, wenn sie Stalin sahen und hörten, ein großes Ereignis.

In seinen Bewegungen war Stalin niemals hastig. Ich habe nie gesehen, daß er, sagen wir, deutlich einen Schritt zugelegt hätte, irgendwohin geeilt wäre. Manchmal meinten wir, daß Stalin unter Berücksichtigung der Lage diese oder jene Beratung hätte etwas schneller durchführen müssen, hätte schneller sprechen oder die anderen zur Eile ermahnen können, um Zeit zu sparen. Doch das habe ich nie erlebt. Es schien, daß die Zeit selbst ihren Lauf einstellte, so lange dieser Mensch mit einer Sache beschäftigt war.

Auf Sitzungen mit einem kleinen Teilnehmerkreis, bei denen mitunter auch Genossen anwesend waren, die zur Berichterstattung gerufen worden waren, lief Stalin sehr oft langsam im Arbeitszimmer hin und her. Er lief und hörte gleichzeitig den Rednern zu bzw. äußerte seine Gedanken. Er machte einige Schritte, blieb stehen, blickte auf

Andrej Gromyko, Staatsoberhaupt der UdSSR, stand fast ein halbes Jahrhundert im diplomatischen Dienst. Seine wichtigsten Stationen: Botschafter in den USA (1943 bis 1946), dann Ständiger UdSSR-Vertreter beim UNO-Sicherheitsrat, stellvertretender Außenminister, Botschafter in Großbritannien und seit 1957 Außenminister der Sowjetunion (bis 1985). Unlängst erschienen in Moskau die Erinnerungen von Andrej Gromyko, deren deutsche Übersetzung im Dietz Verlag Berlin vorbereitet wird. FREIE WELT bringt im Vorabdruck Auszüge über die Zeit von Jalta bis Potsdam.



Auf der Krimkonferenz im Februar 1945.
Die sowjetische Delegation (v. l. n. r. Bildreihe hinten): Molotow, Stalin, Gussew, Gromyko.

den Berichterstatter, auf die Anwesenden, trat manchmal näher an sie heran, wobei er versuchte, ihre Reaktion zu erfassen, und ging dann wieder weiter.

Darauf begab er sich zum Tisch, setzte sich auf den Platz des Vorsitzenden. Er nahm nur wenige Augenblicke Platz. Aber es gab auch solche Momente. Eine Pause begann. Das heißt, er wartete, welchen Eindruck das Gesagte auf die Teilnehmer machte. Oder er fragte sogar selbst: „Was meinen Sie?"

Die Anwesenden äußerten sich gewöhnlich kurz und versuchten nach Möglichkeit, überflüssige Worte zu vermeiden. Stalin hörte aufmerksam zu. Im Laufe der Ausführungen und Bemerkungen der Teilnehmer machte er kurze Erwiderungen.

In Filmen, die viele Jahre nach seinem Tode gemacht wurden, werden manchmal Sitzungen des Politbüros gezeigt, wo er aufsteht und herumläuft, während die anderen sitzen. Ja, das war so, besonders sobald es sich um Sitzungen inneren Charakters handelte.

Ich hatte Gelegenheit, ihn auch auf internationalen Konferenzen zu sehen, wo er stets saß und den Rednern aufmerksam zuhörte. Er erhob sich erst, wenn eine Pause angesagt wurde oder die Sitzung bereits zu Ende war.

Es fiel auf, daß Stalin niemals irgendwelche Mappen mit Papieren bei sich trug, auch nicht auf Sitzungen und beliebigen Beratungen, die er durchführte. So erschien er auch zu internationalen Treffen, zu den Konferenzen von Teheran, Jalta und Potsdam. Ich habe dort nie einen Bleistift oder Füller bei ihm gesehen. Öffentlich machte er keinerlei Aufzeichnungen.

Notwendige Materialien hatte er in der Regel in seinem Arbeitszimmer zur Hand. Stalin arbeitete auch nachts. Die Nachtarbeit liebte er sogar mehr als die am Tage.

Zu den Beratungen oder den Sitzungen bei internationalen Konferenzen kam er vorbereitet. Wenn die Delegation gemeinsam mit ihm zur Sitzung ging, dann wußte sie stets, worüber er sprechen würde. Seitens der Sowjetunion sprach fast immer nur er. In außenpolitischen Dingen war Molotow seine Hauptstütze. Wenn es nötig war, beugte sich Stalin in einem bestimmten Augenblick über den Tisch, beriet sich mit jemandem aus der Delegation und äußerte dann seine Meinung. Machte sich Stalin um seine Gesundheit Sorgen? Ich habe nie gesehen, daß während der Konferenzen der Alliierten ein Arzt bei ihm war. Ich glaube nicht, daß Stalin irgendein absichtliches Bravourstück bieten wollte. Stalin liebte keine langen Spaziergänge. Wenn er sich in seinem Landhaus befand und für kurze Zeit an die frische Luft ging, kann man das schwerlich als Spaziergang bezeichnen, wie ihn die Ärzte gewöhnlich ihren Patienten empfehlen.

Ich habe nie beobachten können, daß Stalin am Tisch viel und hastig aß. Man kann eher sagen, daß er langsam aß. Kräftige Getränke liebte Stalin nicht. Ich jedenfalls konnte das nicht beobachten. Er trank trockenen Traubenwein, wobei er stets die Flasche selbst öffnete. Er besah sich aufmerksam das Etikett, als ob er dessen künstlerischen Wert begutachten wollte, und öffnete sie danach.

Es fiel auf, daß er äußerlich fast immer müde aussah. Wiederholt konnte ich sehen, wie er durch die Korridore des Kreml ging. Seine Marschallsuniform, die tadellos genäht war, stand ihm. Es war zu spüren, daß sie ihm auch gefiel. Wenn er keine Uniform anhatte, dann trug er halb militärische, halb zivile Kleidung. Nachlässigkeit in der Kleidung oder Unordentlichkeit waren ihm nicht eigen.

Alle beobachteten aufmerksam, daß Stalin fast niemals, auch nicht mit Ausländern, über seine Familie, seine Frau oder seine Kinder sprach. Ausländer haben mit mir wiederholt darüber gesprochen und fragten mich sogar nach dem Warum. Vieles, was im Ausland über das Verhältnis Stalins zu seiner Frau, den Kindern und Verwandten veröffentlicht wurde, ist zu einem großen Teil ein Produkt der Phantasie.

Als es bei der Arbeit an diesen Memoiren nötig wurde, mich über Stalin zu äußern, so ergab sich das aus Folgendem. Erstens war ich sein Zeitgenosse und habe ihn viele Male in verschiedenen Situationen beobachtet, die sich hauptsächlich auf äußere Angelegenheiten sowohl in den Kriegsjahren als auch nach Kriegsende bezogen. Zweitens stellen die Menschen und werden zurecht immer wieder die Frage stellen: „Wie soll man sich Stalin gegenüber verhalten, in dem gleichzeitig völlig entgegengesetzte Eigenschaften zusammenfallen konnten und zusammenfielen?"

Die Persönlichkeit Stalins ruft und wird auch nach Jahrzehnten, möglicherweise im Verlaufe von Jahrhunderten, unterschiedliche Beurteilungen hervorrufen, darunter auch einander widersprechende. Als Mensch mit großer Bedeutung ist er zweifellos eine Erscheinung in der Geschichte.

Schon allein die Tatsache, daß Stalin nach dem Tode Lenins an der Spitze der Kommunistischen Partei und des Sowjetstaates stand und über drei Jahrzehnte eine entscheidende Rolle in der Führung einer Großmacht spielte, die grandiose Aufgaben ihrer Entwicklung löste, bedeutet sehr viel. Mit dem Namen Stalin auf den Lippen opferten die Soldaten der Roten Armee und die Partisanen ihr Leben, um ihr Vaterland im Kampf gegen die faschistischen Aggressoren zu verteidigen.

Doch nur allein das Positive in Stalin zu sehen, wäre falsch. Stalin war auch eine zutiefst widersprüchliche, tragisch widersprüchliche Persönlichkeit.

Er bekleidete über einen langen Zeitraum den ersten Posten im Sowjetstaat. Die Partei der Kommunisten und die Geschichte haben über ihn im Grunde genommen schon ihr Wort gesprochen. Er war einerseits ein mit einem starken Intellekt und eisernen Willen ausgestatteter Revolutionär, ein Führer mit der festen Entschlossenheit, den Sieg über einen gefährlichen und starken Feind zu erringen, mit der Fähigkeit, in den Kriegsjahren gegenseitiges Verständnis mit den Verbündeten zu finden und einen würdigen Platz für das Land in der Nachkriegswelt zu verteidigen.

Andererseits war er ein grausamer Mensch, der die Zahl der Opfer nicht zählte, die für das in seinem Namen gestellte Ziel gebracht wurden. Ein Mensch, der in ungeheurem Maße Willkür verbreitete, die zum Untergang vieler sowjetischer Menschen führte – das war das Ergebnis seines Personenkults. Das Land und das Volk können ihm natürlich diese Gesetzwidrigkeiten, die massenweise Vernichtung von Kommunisten und Parteilosen, die keinerlei Schuld auf sich geladen hatten, von Patrioten, die der Sache des Sozialismus treu ergeben waren, nicht verzeihen. Die Namen seiner Opfer werden von den Seiten der Geschichte niemals verschwinden. Mit großer Kraft ertönten die Worte des Generalsekretärs des ZK der KPdSU, M. S. Gorbatschow, über Stalin auf der Festsitzung anläßlich des 70. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. In ihnen sind die Gedanken und Gefühle der sowjetischen Menschen ausgedrückt.

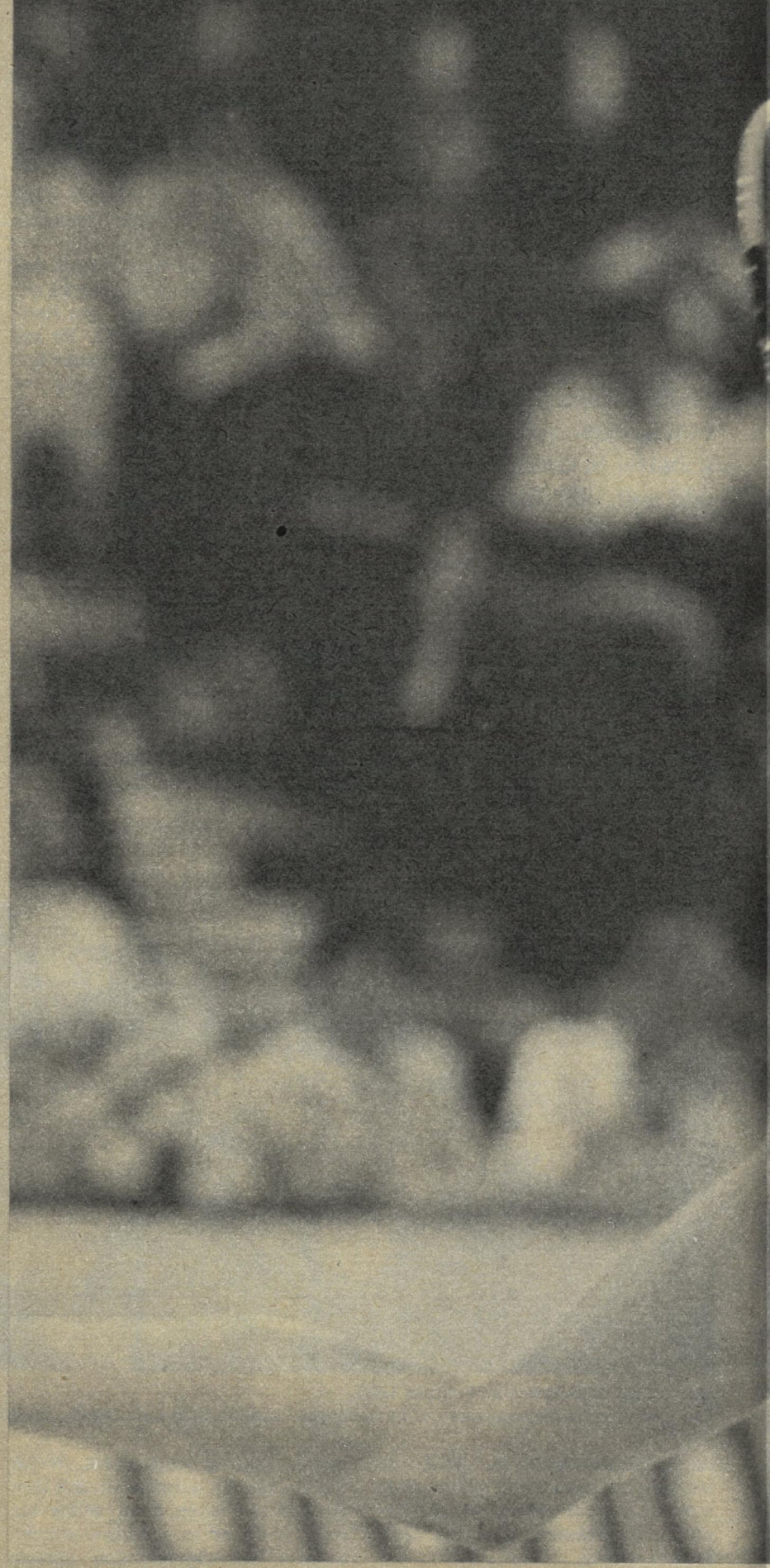
Deutsch: Adi Kodym; Foto: Archiv

Fortsetzung im nächsten Heft

2

VOROLYMPISCHE SCHLAGLICHTER. Das ist die Namensgebung für eine Folge, in der FREIE WELT Großtaten beschreibt, die in letzter Zeit in einigen Sportarten vollbracht worden sind und für den olympischen Herbst '88 besondere Erwartungen geweckt haben. Denn vom 17. September bis zum 2. Oktober steigen in Soul die XXIV. Olympischen Sommerspiele.
HEUTE: RHYTHMISCHE SPORTGYMNASTIK

Schaubühne des Charmes



„Anmut ist eine bewegliche Schönheit." Nun konnte Dichterfürst Friedrich Schiller vor knapp zwei Jahrhunderten von einer Sportgymnastik noch nichts gewußt haben, doch seine Definition scheint den heutigen Gymnastik-Grazien wie auf den Leib geschneidert. Schönheit der Gestalt und des Ausdrucks paaren sich mit unübertrefflicher Beweglichkeit, und die kunstvolle Körpersprache der jungen Damen erzeugt jenen sportlichen Charme, der „ihrem Erscheinen" höchste Attraktivität und Zuschauergunst verleiht.

Die Aufnahme ins olympische Programm – 1984 in Los Angeles fand die Premiere statt – war eine Referenz an den besonderen Charme der Ballerinen und setzte andererseits bei ihnen noch größere Anstrengungen frei, auf dem 12 × 12 Meter messenden Bodenquadrat mit choreographischen Ideen und technisch meisterhaftem Gerätewirbel zu beeindrucken. Auf noch höherem Niveau als bisher setzte sich dabei ein Zweikampf der Gymnastik-Giganten Bulgarien und UdSSR fort.

Die harmonische Einheit von artistischem Risiko, guter Gerätetechnik und ausdrucksstarker Choreographie, das nannte die Bulgarin Anelia Ralenkowa einmal als die wichtigsten Kriterien für eine erfolgversprechende Komposition. Sie, eine Weltmeisterin Anfang der achtziger Jahre, galt als die ausdrucksstärkste Darstellerin auf der Gymnastik-Bühne, in dieser Art unerreicht bis heute. Und das trotz der Super-Frauen en masse, sollte man hinzufügen. Der vielen Gymnastinnen nämlich, die kaum noch etwas anderes kennen als die Höchstnote 10. Bei der Europameisterschaft 1986 in Florenz gab es diese zweiundzwanzig, bei der Weltmeisterschaft voriges Jahr in Warna einundzwanzigmal. Allein bei der jüngsten Europameisterschaft in Helsinki wurden in den fünf Disziplinen – Mehrkampf sowie vier von fünf möglichen Übungen mit Band, Keulen, Ball, Reifen und Seil – sage und schreibe 14 Europameisterinnen gekürt. Sie alle konnten auch auf das Nonplusultra der Jurorengunst verweisen – immer eine „10", also im Mehrkampf eine „40" und in den Gerätefinals eine „20". Es hagelte 30 Zehnen!

Sind Anmut und Charme und technische Meisterschaft inzwischen perfektioniert? Keinesfalls. Lediglich das Reglement-Gewand ist den Gymnastinnen längst zu eng geworden und platzt aus allen Nähten. Deshalb wird nach den olympischen Tagen in Soul, wo es nur den Einzel-Mehrkampf und keine Gerätefinals gibt, die Zehner-Inflation durch ein neues Regelwerk gestoppt werden.

Irina Derjugina-Blochina, Mehrkampf-Doppelweltmeisterin, unvergessene Phrygina in „Spartacus".

„Wir Gymnastinnen, sagt man, seien schön, was uns guttut. Es sei wichtig, daß wir uns bei aller Schwierigkeit der Übung auch ins Herz, in unsere Empfindung schauen lassen. Das ist richtig. Viele meinen, unser Sport lebe von der Emotion. Aber der Komponist Reinhold Glier hatte schon recht, wenn er einmal feststellte: ‚Wenn du tiefe Gefühle vermitteln willst, mußt du einen starken Verstand haben. Je stärker der Verstand, desto klarer kann man das vermitteln, was man im Herzen empfindet.' So etwas sagt man auch immer über uns: Grazie, Grazie und noch mal Grazie. Darin wird irgend etwas Außerirdisches, Leichtes gesehen. Aber das ist immer nur ein Produkt unwahrscheinlich harter Arbeit, eines strengen Regimes und großer Selbsteinschränkung. Um scheinbar schwerelos über die Matte zu tanzen, habe ich mir vorher Blei an die Füße gebunden…"

Die Weltmeisterin von Warna '87, die nur Zehnen bekam: Bianka Panowa (Bulgarien/Bild oben).

Die momentane Primaballerina der sowjetischen Gymnastik-Schule und vielfach vergoldet: Marina Lobatsch (links).

Die Idealnote 10 im Wandel der Zeiten

WM 1981 / München	k
EM 1982 / Stavanger	ei
WM 1983 / Strasbourg	1
EM 1984 / Wien	1
WM 1985 / Valladolid	1
EM 1986 / Florenz	2
WM 1987 / Warna	2
EM 1988 / Helsinki	3

keine
inmal
17mal
13mal
15mal
22mal
21mal
30mal

„Prinzessin auf ihrem ersten Ball" („Sowjetski Sport"): Die blutjunge Europameisterin Alexandra Timoschenko (UdSSR/Bild links). Kiewer Derjugina-Schule!

SPLITTER

● Erfolgreichste Gymnastinnen bisher sind mit jeweils neun WM-Titeln Maria Gigowa (Bulgarien) und Galima Schugurowa (UdSSR), gefolgt von der siebenfachen Weltmeisterin Diliana Georgiewa (Bulgarien).

● Die vier Handgeräte für die Kürübungen (Pflicht gibt es keine) werden jeweils für einen WM-Zyklus vom Technischen Komitee festgelegt. Fünf Geräte stehen zur Auswahl: Seil, Reifen (Durchmesser 70 bis 80 cm), Ball (Mindestgewicht 400 g), Keulen, Band (7 m lang). Die Geräte können farblich passend zu den Anzügen, zu Musik und Choreographie gewählt werden. Nur Gold, Silber und Bronze sind unzulässig.

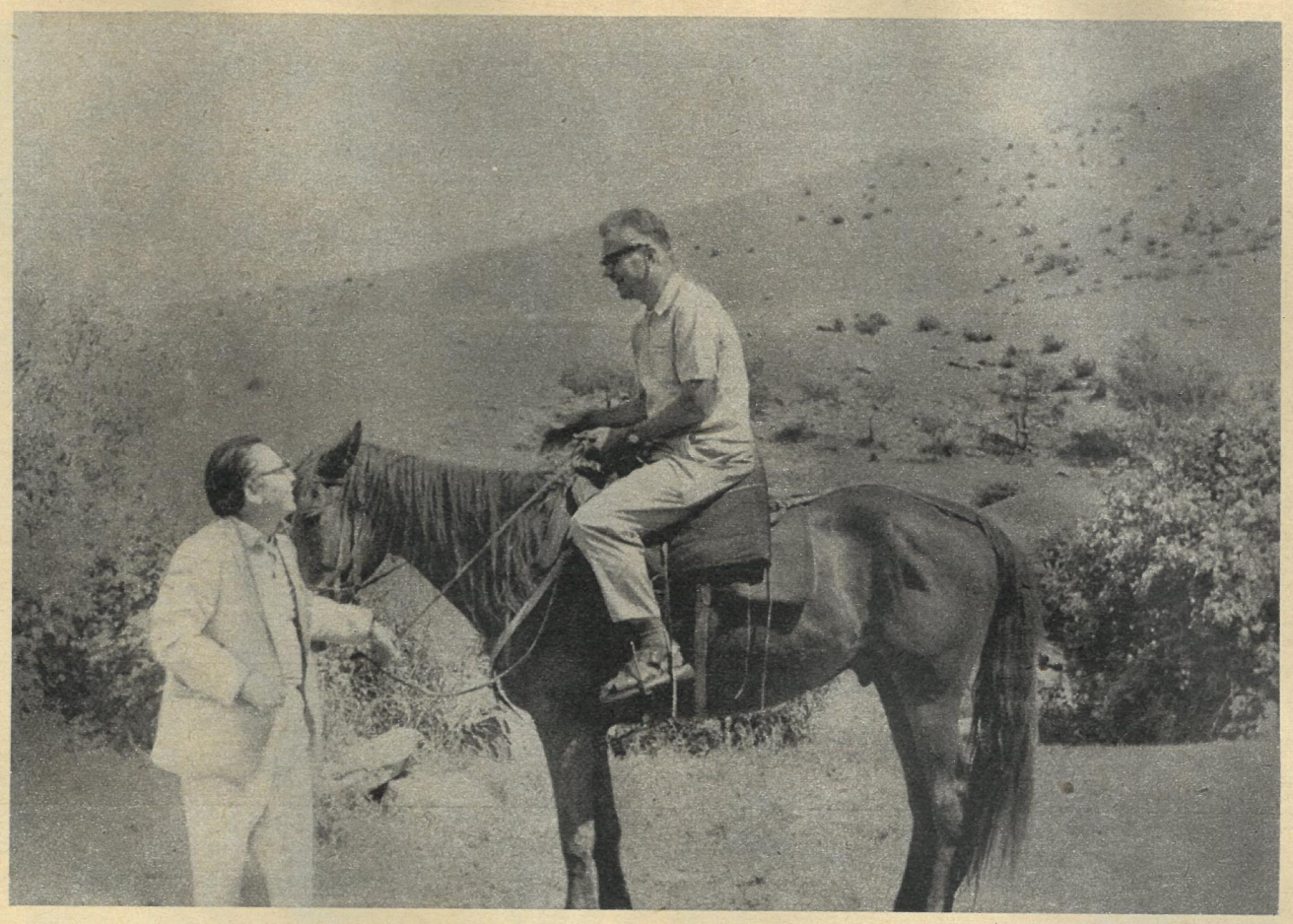
● Als Musikbegleitung sind seit einigen Jahren neben Klavier auch andere Solo-Instrumente zugelassen. Zu hören waren seitdem u. a. Gitarre, Panflöte, sogar schon Trommel allein. In den Gruppenkonkurrenzen darf seit vorigem Jahr auch nach Orchestermusik agiert werden.

Fotos: Frank Wegner (2), Nikolai Botschka. Texte: Andreas Götze. Redaktion: Hans Richard Vollbrecht.

Als sich der Verlag Kultur und Fortschritt und der Verlag Volk und Welt 1964 unter dem Namen des letzteren zusammenschlossen, übernahm der Cheflektor des ersteren das Lektorat für Sowjetliteratur. Leo Kossuth leitet es bis heute, macht sich verdient um die Klassiker und um neue Entdeckungen unter den sowjetischen Schriftstellern, ist persönlich bekannt und befreundet mit vielen von ihnen. Werke Majakowskis, Jessenins, Okudshawas und anderer Dichter gab er heraus. Zum 65. Geburtstag am 25. Juli gratuliert ihm der Schriftsteller Grigori Baklanow (Foto links).

Unterwegs zu Dichtern

Lieber Leo,
Möglicherweise wird dies ein etwas persönliches Schreiben. Aber ich glaube, auch das ist nicht übel insofern, als sich zwischen Verleger und Autoren nicht eben häufig ein herzliches Verhältnis herstellt. Eher wird man an die Beziehung von Kraftfahrern zu jenen erinnert, deren Pflicht es



ist, den Straßenverkehr zu regeln. In all den Jahren, seit ich Sie kenne, war ich in der Rolle des „Chauffeurs“ und kann bezeugen, daß Sie klug und gut die Bewegung der Sowjetliteratur zum DDR-Leser im Griff hatten, nie fehlte es Ihnen an Geschmack und politischer Weisheit, was Sie nicht nur als guten Verleger, sondern als ebenso wunderbaren Leser auszeichnet. Und Literatur lebt sowohl vom Talent der Schriftsteller als auch dem der Leser, anderenfalls würde sie zu einem Laut in luftleerem Raum.

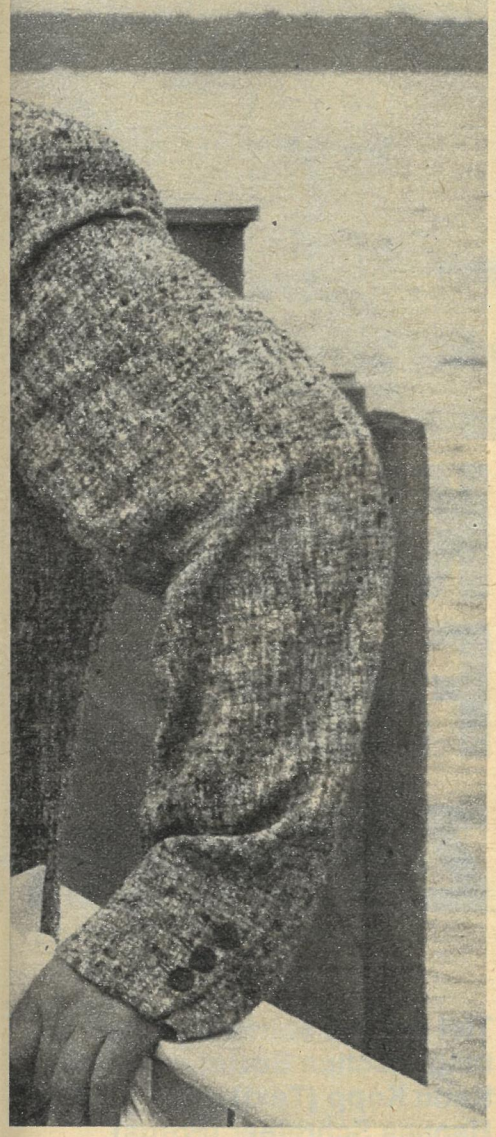
Ich kann Ihnen versichern, daß jeder Ihrer Besuche in Moskau eine Freude für uns ist. Immer wollen Ihnen bei weitem mehr Leute begegnen, als es Pflicht und Verpflichtungen dem praxisnahen Mann erlauben („Ich werde gleich mal in meinen Terminplan schauen...“). Sie könnten als Muster eines praktischen Mannes gelten, das bewundere ich stets an Ihnen, weil ich dieser Eigenschaft gänzlich entbehre.

Ich vermute sogar, daß dem Menschen so manches Mal recht gute Einfälle kommen, wenn er sie gar nicht erwartet. Und die Faulheit hat in der Geschichte der Menschheit nicht nur eine negative, sondern auch eine gewisse positive Rolle gespielt. Das jedoch sage ich streng vertraulich nur Ihnen und wäre Ihnen dankbar, wenn diese meine leicht erregte Äußerung nicht weiter als bis an die Grenzen unserer beider Länder dränge. Sagen auch Sie mir im Vertrauen: Ist es möglich, daß Sie über fünfzig sind? Ich hörte, daß Leo Kossuth ein Jubiläum ins Haus stehe, und verstand es so, daß auch Sie nun endlich fünfzig geworden sind. Dazu wollte ich sagen, daß das ganz und gar nicht schlimm sei. Vor fünfzehn Jahren ist auch mir das passiert. Doch plötzlich erfahre ich, daß es mehr sind. Leo, verraten Sie mir das Geheimnis, wie es Ihnen so gut gelingt, die Leute in die Irre zu führen?

Wenn Sie nach Moskau kommen, werde ich Sie nachdrücklich danach fragen. Und kommen Sie! Wir lieben und schätzen Sie für jenen riesigen Dienst, den Sie all die Jahre der sowjetischen Literatur zur Annäherung unserer beiden Länder erwiesen haben.

Herzlicher Dank gebührt Ihnen dafür.

Ihr



In der Steppe bei Alma-Ata: Leo Kossuth – zu Pferde – mit dem kasachischen Schriftsteller Abdushamil Nurpeissow, 1973 (Foto oben). Ausflug an den Müggelsee: In diesen Julitagen mit Tschingis Aitmatow (links). Der Autor von „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“ und „Die Richtstatt“ nutzte einen Zwischenaufenthalt auf dem Weg von Karlovy Vary nach Warschau, um sich mit seinem Verlag Volk und Welt zu treffen. Ein neuer Roman – „Die Gottesmutter im Schnee“ – ist fast fertig.

Fotos: Detlev Steinberg, Thomas Reschke, privat

Zu den vom Verlag Volk und Welt betreuten Autoren gehören:

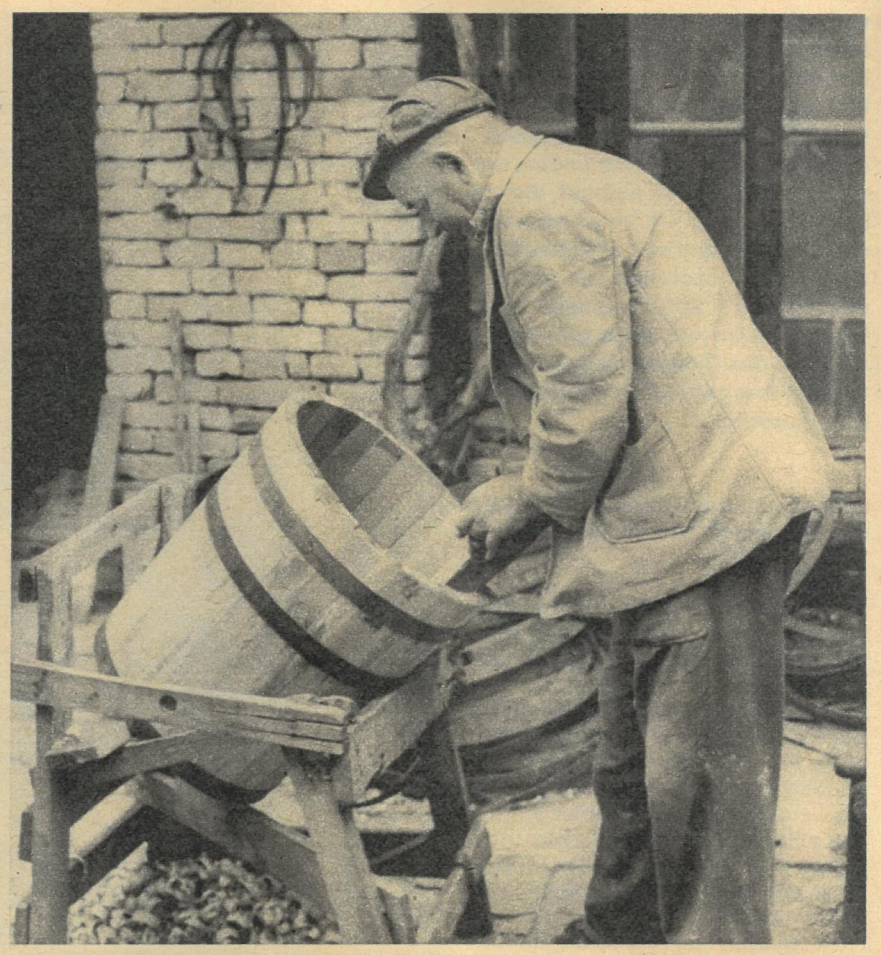
der Abchasier Fasil Iskander (seit 1968)
der Aware Rassul Gamsatow (seit 1967)
der Belorusse Wassil Bykau (seit 1964)
der Kirgise Tschingis Aitmatow (seit 1960)
der Litauer Jonas Avyžius (seit 1974)
die Russen
Fjodor Abramow (seit 1976)
Anna Achmatowa (seit 1973)
Isaak Babel (seit 1964)
Grigori Baklanow (seit 1963)
Alexander Block (seit 1970)
Michail Bulgakow (seit 1968)
Jewgeni Schwarz (seit 1972)
Ilja Ehrenburg (seit 1947)
Daniil Granin (seit 1963)
Sergej Jessenin (seit 1958)
Jewgeni Jewtuschenko (seit 1962)
Valentin Katajew (seit 1951)
Anatoli Kim (seit 1986)
Leonid Leonow (seit 1949)
Boris Pasternak (seit 1969)
Valentin Rasputin (seit 1977)
Michail Scholochow (seit 1947)
Wassili Schukschin (seit 1976)
Konstantin Simonow (seit 1948)
Wladimir Tendrjakow (seit 1956)
Juri Trifonow (seit 1965)
Marina Zwetajewa (seit 1978)
der Kasache Abisch Kekilbajew (seit 1972)
der Usbeke Timur Pulatow (seit 1981)

Kleine Faß-zination

Tief ins Faß sahen bei einer bulgarischen Böttcherfamilie Karin Kopp (Text) und Hannes Schreiber (Fotos).

Frühling auf dem Balkan. Die Natur scheint verrückt geworden vor Wonne: Apfel-, Pflaumen-, Nußbäume im Blütenrausch. Dralle Schneebälle, sündhafte Rosen, gouvernantensteife Lilien. Blüten, Blumen, Vögel, Lämmer – „lauter Lust, wohin das Auge gafft!" – Von Trojan, der hübschen alten Stadt am Nordhang des Balkan kommend, sind wir dem quirligen Lauf des Ossam gefolgt, konnten einem bunten Straßenmarkt nicht widerstehen, mußten an frischen Kräutern riechen, ob sie auch gehörig duften, mit Daumen und Zeigefinger den jungen Milchknoblauch zusammenpressen, ob er auch gehörig saftig sei, vom goldenen Honig probieren, ob in ihm auch gehörig von der Würze der Bergwiesen ist. Schließlich bekunden, daß wir zur Stunde gerade keinen Bedarf an Junghennen und stämmiger Eselsnachkommenschaft haben und – weiterfahren. Bis nach Tscherni Ossam, vor ein Haus, dessen weiße Fassade vom dunkelgrünen Laub der Weinranken fast verdeckt ist. Dem Haus von Wassil Beljarski, dem Mann, der wohl für so ziemlich alles, was da wächst und reift, egal ob an Bäumen, Sträuchern, Ranken oder auf den eigenen vier Beinen, eine solide Herberge parat hat. Ein Faß natürlich, denn er ist ja Faßbinder, einer der wenigen noch in dieser Ecke des Bulgarenlandes. F a ß – was für ein Wort! Solide, erdverbunden, zuverlässig. Ohne jede Hinterhältigkeit, wie sie zum Beispiel bei der Phiole (wie spitzig und bösartig das schon klingt!) zu vermuten ist. Phiole – das Gefäß der mittelalterlichen Giftmischerinnen. Erinnern Sie sich des strebsamen Doktor Faust? „Ich grüße dich, du einzige Phiole!" Hätten an jenem kritischen Ostermorgen nicht die himmlischen Heerscharen eingegriffen – schon nach dem ersten Akt hätte die Tragödie ihr Ende gefunden. Soviel zum Charakter der Phiole… Und was kommt aus dem Faß daher? Bier und Speck. Wein und Käse. Und Selbstgebrannter, vierzig Prozent. Grundehrliche Sachen.

Natürlich ist Faß nicht gleich Faß, in das man hineinstopfen kann, was einem grade in die Hände fällt. Der Meister ist da sehr heikel: „Jedes Holz hat seinen Charakter, und den muß man nutzen. Das Holz vom Maulbeerbaum beispielsweise verleiht unserem Pflaumenschnaps die schöne goldgelbe Farbe. Die Buche dagegen färbt nicht und gönnt dem Schafskäse seinen Geruch, ohne sich mit einem eigenen ins Geschäft zu mischen. Deshalb



der „Reife“ gekommen ist. Während die Buche ihre Lagerzeit ausschließlich auf dem Trocknen verbringt, beugt sich die Eiche erst der gewünschten Form, wenn sie lange Zeit mit allen (Regen-)Wassern gewaschen wurde. Je Zentimeter Faßwand-Stärke ein Jahr. Beim solidesten dieser künftigen „Kellerkinder“ runde fünf Jahre! Den Lohn für Liebe und Mühe berechnet der Meister so: pro Liter ein Lew. Die kleinen, zierlichen Fässer sind allerdings weniger wohlfeil als die voluminösen.

Seit über vierzig Jahren macht Wassil Beljarski, der einst in Ungarn Fleischer gelernt hat, nun schon Fässer. Der Schwiegervater hat’s ihm beigebracht, die Frau hilft. Die Söhne? Die Liebe zum Faß hat sich bei ihnen wohl nur sehr eingeschränkt vererbt: Sie sind Arzt und Ökonom geworden. Aber Wesko - der Enkel! Der wird mal Fässer machen! Und weil die UNESCO schützend ihr Auge auf dieser Gegend ruhen läßt, werden auch immer genügend Bäume nachwachsen – für eine schöne runde Sache.

ist sie auch gut für Butter und Speck“. Gewarnt aber sei der Ahnungslose, in Eichen- und Akazienfässern durchweg den edlen bulgarischen Rotwein zu vermuten. Kann ja sein. Sein kann aber auch – Salzgemüse, Sellerie oder Sauerkohl. Eiche und Akazie sind nämlich die einzigen Gehölze, die dem Salz Paroli bieten. – Aber ganz gleich, was später aus diesen freundlichen Gefäßen gezapft, geschöpft, gegabelt, gelöffelt wird – die erste Füllung ist bei allen gleich: blankes Wasser. Zwanzig Tage, mehrfach erneuert, wirkt es auf das Holz ein, dann hat es ihm auch den Rest natürlicher Säure ausgetrieben.

Wenn auch ein Böttcher nicht zu den Kunsttischlern zählt, ohne Liebe zum Handwerk läuft auch bei ihm nichts rund. Geduld muß er haben. Warten können, bis die Zeit

Aus den Tagebüchern der Sofja Andrejewna Tolstaja 1862–1910

Ein ungewöhnliches Leben

Jugendbildnis von S. A. Tolstaja, 1860

Die Tagebücher der Frau des Dichters Lew Tolstoi, welche der Verlag Rütten und Loening jetzt in einer Übersetzung von Johanna Renate Döring-Smirnow und Rosemarie Tietze vorlegt, lesen sich wie eine Liebes- und Lebensgeschichte. Unter allen großen Männern des 19. Jahrhunderts, schreibt Maxim Gorki, war Lew Tolstoi der komplizierteste. „Die Rolle seiner einzigen intimen Freundin, seiner Gattin, seiner Hausfrau und der Mutter seiner zahlreichen Kinder, war unstreitig sehr schwer, sehr verantwortungsvoll ... Mit diesem Dichter leben zu müssen, der die Korrekturbogen seines Werkes siebenmal liest und es fast jedesmal ganz neu schreibt, dabei sich selbst und andere qualvoll aufregt, mit einem Schaffenden, der eine gewaltige Welt aufbaut, die vor ihm nicht da war – können wir wohl alle Sorgen eines so außergewöhnlichen Lebens begreifen und richtig einschätzen?“ Sofja Tolstajas Tagebücher tragen jedenfalls zum Verständnis des Dichters ebenso bei, wie zu einer gerechten Beurteilung ihrer Autorin.

Picknick in Jasnaja Poljana

Freudig war auch das Aufwachen am nächsten Morgen. Ich wollte herumlaufen, alles ansehen, mit allen sprechen. Was für eine unbeschwerte Atmosphäre herrschte damals in Jasnaja Poljana! Lew Nikolajewitsch bemühte sich, uns bei fröhlicher Laune zu halten, und Marija Nikolajewna stand ihm dabei tatkräftig zur Seite. Sogenannte Walzen, eine lange Kremser-Equipage, wurden angespannt. Deichselpferd war der Fuchs Baraban, Strelka das Beipferd. Auf die braune Belogubka wurde ein Damensattel aufgelegt, für Lew Nikolajewitsch ein besonders schöner Schimmel gesattelt. Es kamen auch noch andere Gäste mit uns zum Picknick: Frau Gromowa, die Gattin eines Architekten aus Tula, und Sonetschka Bergholz, die Nichte von Julija Fjodorowna Auerbach, der Leiterin des Mädchengymnasiums von Tula. Marija Nikolajewna, glücklich über die Anwesenheit von meiner Mutter und Frau Gromowa, war besonders ausgelassen, fröhlich und geistreich, scherzte und steckte uns mit ihrer Heiterkeit an. Lew Nikolajewitsch schlug mir vor, Belogubka zu reiten.

„Aber wie kann ich das, ich habe doch kein Reitkleid an!“ sagte ich und blickte auf mein gelbes Kleid mit den kleinen schwarzen Samtknöpfen und dem passenden Gürtel.

„Das macht nichts“, erwiderte Lew Nikolajewitsch lächelnd. „Hier wird niemand außer den Bäumen Sie sehen“, und er half mir aufzusteigen.

Als ich neben Lew Nikolajewitsch durch den Sasseka-Wald galoppierte, wo sich jetzt unsere Bahnstation befindet, war ich der glücklichste Mensch auf Erden. Ich habe später immer wieder diese Stätten aufgesucht, aber dann, im Alltag, ging von ihnen nicht mehr jener Zauber aus, dem ich damals erlegen war. Wir erreichten eine Schonung, auf der ein Heuschober stand. Hier haben wir später oft mit unseren Kindern und der Familie meiner Schwester Tanja Tee getrunken und Picknicks veranstaltet, aber das war nicht mehr die gleiche Schonung, sie lag in einem anderen Licht.

Marija Nikolajewna forderte uns auf, den Heuschober zu besteigen und uns dort hinunterrollen zu lassen; wir stimmten begeistert diesem Vorschlag zu. Der Abend verlief laut und fröhlich.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Krasnoje, einem Dorf, das früher meinem Großvater Islenjew gehört hatte und wo meine Großmutter begraben ist. Meine Mutter wollte unbedingt zu den Stätten ihrer Kindheit und zum Grab ihrer Mutter, das sich neben der Kirche befindet. Man ließ uns nur ungern fortfahren und nahm meiner Mutter das Versprechen ab, auf der Rückreise – und sei es nur für einen Tag – wieder nach Jasnaja Poljana zu kommen.

Krasnoje

Mit gemieteten Pferden fuhren wir in einer Kutsche Marija Nikolajewnas nach Krasnoje, wo wir uns jedoch nicht lange aufhielten.

Ich erinnere mich an die Kirche und an das Grabmal mit der Inschrift: „Fürstin Sofija Petrowna Koslowskaja geb. Gräfin Sawadowskaja.“ Deutlich sah ich das Leben meiner Großmutter vor mir: Wie sehr hatte sie zunächst unter ihrem Mann, dem oft betrunkenen Fürsten Koslowski, mit dem man sie zwangsweise verheiratet hatte, dann unter der nicht legalisierten Verbindung mit meinem Großvater Alexander Michailowitsch Islenjew in dieser Dorfeinsamkeit gelitten, in der sie jedes Jahr ein Kind zur Welt brachte. Ständig hatte sie in der Angst gelebt, mein Großvater, der dem Kartenspiel verfallen war, werde sein Hab und Gut verlieren. Diese Vorahnung hat sich dann auch tatsächlich am Ende seines Lebens bewahrheitet.

Der alte Geistliche und der Diakon Fetis erinnerten sich noch gut an Sofija Petrowna und sprachen mit bewegten Worten von ihr. „Ich habe die Schuld auf mich geladen, sie heimlich zu trauen“, erzählte uns der alte Geistliche. „Sie hat mich doch so sehr darum gebeten: ‚Wenigstens vor Gott, wenn schon nicht vor den Menschen, möchte ich die Ehefrau von Alexander Michailowitsch sein‘, hat sie immer wieder gesagt.“

Von dem Diakon Fetis wurde berichtet, er sei zu Grabe getragen, plötzlich aber wieder lebendig geworden, aus dem Sarg gesprungen und nach Hause gegangen. Ich sehe noch ganz deutlich seine hagere Gestalt und das fettige, geflochtene graue Zöpfchen im Nacken vor mir. Dieser Anblick war für mich ungewohnt, aber ich war in einer seelischen Verfassung, in der mich nichts mehr in Erstaunen versetzte; mir schien alles beinahe unwirklich und zauberhaft schön.

Iwizy

Nachdem man die Pferde gefüttert hatte, fuhren wir von Krasnoje weiter zu unserem Großvater nach Iwizy. Auch dort wurden wir herzlich und festlich empfangen. Unser Großvater, der sehr schnell ging, dabei aber kaum die Füße hob, rutschte ständig auf seinen weichen Stiefeln aus. Er war immer zu Späßen aufgelegt, nannte uns „die gnädigen Fräulein aus Moskau“, pflegte uns mit dem Zeige- und dem Mittelfinger in die Backe zu kneifen, uns zuzublinzeln und mit verschmitztem Gesichtsausdruck irgend etwas Lustiges zu sagen. Ich sehe noch genau seine

mächtige Gestalt vor mir, das schwarze Mützchen auf dem kahlen Kopf, die große gekrümmte Nase in dem braunen, glattrasierten Gesicht.
Mit verwunderten Blicken schauten wir seiner zweiten Frau zu, die gewöhnlich eine lange Pfeife rauchte, wobei ihre Unterlippe herunterhing. Nur ihre schwarzen, glänzenden, ausdrucksvollen Augen zeugten von ihrer früheren Schönheit.
Die schöne Olga, äußerlich ruhig und kühl, führte uns nach oben in das Zimmer, das für uns vorbereitet war. Dort stand hinter einem Schrank mein Bett; statt eines Nachttischs hatte man einen einfachen Holzstuhl daneben gerückt.
Am nächsten Tag besuchten wir Nachbarn, die junge Töchter hatten; sie waren sehr höflich, aber uns in allem fremd. Es waren junge Damen vom Lande, wie man sie aus den Romanen Turgenjews kennt. Das Leben der Gutsbesitzer war noch vom feudal-patriarchalischen Geist geprägt. Ohne Eisenbahnverbindungen führten sie ein abgeschiedenes, aber zufriedenes Leben, das nur vom Nächstliegenden bestimmt war – den Problemen der Gutswirtschaft, den Nachbarn, der Jagd, den Handarbeiten der Frauen und den einfachen, fröhlichen Familien- und Kirchenfesten.
Unsere Reise in den Odojewer Landkreis erregte einiges Aufsehen. Wir hatten viel Besuch, nahmen an Picknicks, Bällen und Ausfahrten teil.
Unerwartet traf Lew Nikolajewitsch auf seinem Schimmel in Iwizy ein. Mein Großvater, der mit Graf Nikolai Iljitsch Tolstoi befreundet gewesen war und auch Lew Nikolajewitsch sehr mochte, freute sich sehr über seinen Besuch.
Offiziere, junge Gutsnachbarn, viele junge und ältere Damen kamen zu Besuch; sie waren uns in allem fremd. Aber was machte das schon? Wir waren fröhlich, und nur das zählte. Die Jugend, die tagsüber ausgeritten war, wollte abends tanzen. Der Reihe nach spielten wir auf dem Klavier zum Tanz.
„Wie elegant sie hier alle sind!" bemerkte Lew Nikolajewitsch und blickte auf mein weißes Kleid mit violettem Barège und hellvioletten Schleifen auf den Schultern, von denen die langen Bänder herunterhingen, damals „Suivez-moi" genannt. „Mir tut es leid, daß Sie bei meiner Tante nicht auch so elegant waren", fügte er lächelnd hinzu.
„Tanzen Sie denn nicht?" fragte ich.
„O nein, ich bin schon zu alt."
An zwei Tischen spielten grauhaarige Herren und Damen Karten. Auch nachdem später alle abgefahren waren, blieben wir noch an den ungedeckten Tischen sitzen, auf denen die Kerzen herunterbrannten, und hörten aufmerksam Lew Nikolajewitsch zu, der lebhaft erzählte. Mama meinte aber, es sei allmählich an der Zeit, schlafen zu gehen; und sie forderte uns streng auf, uns zurückzuziehen. Als ich schon an der Tür war, rief Lew Nikolajewitsch: „Sofja Andrejewna, warten Sie noch einen Augenblick!"
„Was gibt's?"
„Lesen Sie doch das, was ich Ihnen hier aufschreibe."
„Gut", stimmte ich zu.
„Aber ich werde nur die Anfangsbuchstaben hinschreiben, Sie sollen die Wörter erraten."
„Wie denn? Das ist doch unmöglich! Na gut, schreiben Sie."
Lew Nikolajewitsch wischte mit einer kleinen Bürste alle Spielnotizen fort, nahm ein Stück Kreide und begann zu schreiben. Wir waren beide sehr erregt. Ich folgte seiner großen roten Hand und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf diese Kreide und die Hand, die die Kreide hielt. Wir schwiegen beide.

Die Kreideschrift

„I. J. u. I. V. n. G. e. m. n. a. a. m. A. u. m. U. z. G.", schrieb Lew Nikolajewitsch.
„Ihre Jugend und Ihr Verlangen nach Glück erinnern mich nur allzusehr an mein Alter und meine Unfähigkeit zum Glück", las ich vor.
Mein Herz begann stark zu schlagen, es pochte in meinen Schläfen, mein Gesicht brannte, ich hatte jegliches Gefühl für Zeit und Raum, für alles Irdische, verloren; ich glaubte, in dieser Minute alles zu können, alles zu verstehen, alles Unfaßbare zu erfassen.
„Nun, weiter", sagte Lew Nikolajewitsch und schrieb:
„I. I. F. h. e. f. M. ü. I. S. L. u. m. I. S. T. u. S. s. m. v."
„In Ihrer Familie herrscht eine falsche Meinung über Ihre Schwester Lisa und mich. Ihre Schwester Tanetschka und Sie sollen mich verteidigen", las ich schnell und fließend aus den Anfangsbuchstaben.
Lew Nikolajewitsch war nicht einmal verwundert – als handle es sich um das Selbstverständlichste. Wir waren uns innerlich so nahe, daß um uns herum nichts mehr zu existieren schien.
Ich hörte die verärgerte Stimme meiner Mutter, die mich ermahnte, schlafen zu gehen. Wir verabschiedeten uns hastig, löschten die Kerzen und gingen auseinander. Oben zündete ich hinter dem Schrank einen Kerzenstummel an, kauerte mich auf den Boden, legte mein Tagebuch auf den Stuhl und schrieb die Worte von Lew Nikolajewitsch auf, deren Anfangsbuchstaben er notiert hatte. Ich ahnte, daß sich zwischen uns etwas Ernstes, Bedeutungsvolles ereignet hatte, das nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, doch ich ließ weder meinen Gefühlen noch meinen Träumen freien Lauf. Ich vertraute all das, was an diesem Abend geschehen war, nur meinem Tagebuch an, verschloß darin das, was noch nicht ans Licht kommen durfte.

1868

31. Juli. Seltsames Gefühl, wenn man das eigene Tagebuch liest. Welche Widersprüche! Bin ich etwa eine so unglückliche Frau, wie es laut Tagebuch den Anschein hat? Ist denn überhaupt jemand noch glücklicher als ich? Ist eine andere Ehefrau glücklicher als ich? Ist etwa eine andere Ehe glücklicher und harmonischer als unsere? Manchmal bin ich allein im Zimmer, bekreuzige mich und bitte Gott, er möge mir dieses Glück noch lange gewähren. Ich schreibe immer dann Tagebuch, wenn wir eine Auseinandersetzung haben. Auch jetzt gibt es Tage des Streits. Aber es geht dabei immer um Probleme, die man gar nicht diskutieren würde, wenn man sich nicht liebte. Nun bin ich schon fast sechs Jahre lang verheiratet, und meine Liebe ist in dieser Zeit gewachsen. Er sagt oft, das sei schon keine Liebe mehr, sondern Vertrautheit, denn wir seien schon so sehr zusammengewachsen, daß einer nicht ohne den anderen leben kann. Doch ich liebe ihn immer noch voll Leidenschaft und Eifersucht, und die Selbstverständlichkeit, mit der er mein Gefühl aufnimmt, erzürnt mich manchmal.
Er ist mit Petja auf die Jagd gefahren. Im Sommer kann er nicht schreiben. Später fahren sie nach Nikolskoje. Ich bin krank, sitze fast den ganzen Tag zu Hause. Die Kinder sind ständig draußen und kommen nur zu den Mahlzeiten auf die Terrasse. Ilja ist unglaublich lieb. Für Tanja existiert nur Dascha, ganz selten nur schaut sie einmal für einen Augenblick bei mir vorbei. Kusminski ist in gewisser Weise weder Fisch noch Fleisch.

1870

5. Juni. Vor drei Tagen habe ich meinen Sohn Ljowuschka abgestillt. Bei ihm fiel es mir fast schwerer als bei den anderen Kindern. Ich habe ihn gesegnet, von ihm Abschied genommen, habe gebetet und geweint. Diese erste Trennung ist immer ein sehr schmerzlicher Schritt. Offensichtlich bin ich wieder schwanger. Mit jedem Kind sagt man sich mehr von seinem eigenen Leben los und beugt sich tiefer unter das Joch der Sorgen, der Krankheiten und des Alters.

1871

18. August. Gestern nacht habe ich mich von Tanja verabschiedet, die mit den Kindern in den Kaukasus fährt. Ich bin sehr traurig, und ich weiß nicht, wie ich es verschmerzen soll, von ihr getrennt zu leben. Es ist, als hätte man mir ein Stück aus dem Herzen gerissen, und ich kann mich nicht damit abfinden. Niemand auf der ganzen Welt könnte mich besser aufheitern, mich verständnisvoller in meinem Kummer und meiner Mutlosigkeit trösten. Ich blicke hinaus in die Natur, denke an mein zukünftiges Leben, doch ohne Tanja ist alles leer und traurig. Ich kann meinen Kummer nicht in Worte fassen, er läßt sich auch nicht mit Tränen wegschwemmen, sondern es wird Jahre dauern, bis ich darüber hinwegkomme, und nur bei der leisesten Erwähnung verursacht er einen unerträglichen Schmerz im Herzen. So ist es ja auch mit der ständigen Sorge um Ljowotschkas Gesundheit. Er hat zwei Monate lang Kumys getrunken, ohne daß eine Besserung eingetreten wäre. Seit dem vergangenen Winter hat er überhaupt kein Interesse an den Ereignissen um ihn herum, das bestärkt mich in der Annahme, daß er an einer schleichenden Krankheit leidet. Es ist, als würde uns eine Wand voneinander trennen. Er wird es nicht verstehen, wenn ich nicht in mir die Kraft finde, mich über Tanjas Abfahrt hinwegzutrösten, mich mit den Kindern zu beschäftigen und ein erfülltes Leben zu leben. Aber die Hoffnungslosigkeit, der er jetzt erliegt, greift allmählich auch auf mich über. Er gesteht sich das nicht ein, aber ich täusche mich in meinem Gefühl nie, wenn ich auch selbst am meisten darunter leide.
Seit Ljowotschka und ich im vergangenen Winter beide so krank waren, hat unsere Beziehung einen Riß bekommen. Ich habe meinen bisher unerschütterlichen Glauben ans Leben und ans Glück aufgegeben und meine innere Festigkeit verloren. Jetzt fürchte ich mich ständig vor einem drohenden Unglück. Und das ist ja schon da, denn ich habe die beiden mir liebsten Menschen verloren: Tanja ist abgereist, Ljowotschka kränkelt. Er ist überhaupt nicht mehr der, der er war. Er führt das auf „das Alter", ich auf „die Krankheit" zurück. Was immer *es* ist, es beginnt uns voneinander zu trennen.

1872

Haben einen glücklichen Winter verbracht, waren einander sehr nah. Ljowotschka geht es besser.
1. April. Am 30. März kam Ljowotschka aus Moskau zurück. Die Kinder brachten gelbe und violette Blumen.
Habe mich aufs Abendmahl vorbereitet. Kam aus Tula mit der Eisenbahn, fuhr dann mit einem Bauernkarren weiter. Nur in den kleinen Hohlwegen liegt noch Schnee. Ljowotschka war abends auf dem Schnepfenstrich, erlegte eine Waldschnepfe, eine zweite sandte uns Mitrofan.
3. April. Weiterhin warm: er schoß zwei Waldschnepfen. Bekamen die Korrekturbogen des „Alphabets", saßen bis vier Uhr nachts.
5. April. Er erlegte wieder eine Waldschnepfe; vor dem Mittagessen gingen wir mit den Kindern bei den Bienenständen spazieren; da wir nicht die Furt durchqueren konnten, kehrte ich um und ging mit Ljolja in der Nähe des Hauses spazieren. Warmer Wind.
6. April. Klarer windiger Morgen. Später Donner und Hagel. Die letzten Abende hatte Ljowotschka Schüttelfrost, fühlt sich gar nicht wohl.
8. April. Nachts lang anhaltendes Donnern und Regen. Ljowotschka friert es ständig am Rücken, er ist gar nicht gesund. Ist aber guter Stimmung und sagt, er habe noch für unendlich viele Jahre genügend zu tun. Alles wird grün, die Blätter sprießen, das Wurmkraut blüht, das Gras steht schon hoch.
9. April. Als wäre es schon Sommer.
12. April. Gingen mit Iljuscha auf Schnepfenjagd in den abgeholzten Sakas-Wald. Ein wunderbar warmer klarer Abend, den wir sehr genossen. Über den Bäumen stieg der Vollmond auf.
16. April. Ostersonntag. Nachts Regen und Gewitter. Morgens setzte der Frost ein, es wurde trüb.
18. April. L. fuhr mit den Bibikows auf Schnepfenjagd, erlegte drei im Sasseka-Wald. Es ist immer noch kalt.
19. April. Ljowotschka hat die ganze Nacht bis zum Morgengrauen die Sterne betrachtet.
20. April. Fuhr mit Warja und den Kindern Veilchen pflücken. Es ist immer noch frisch; ich habe etwas Fieber. Ljowotschka ist gesund. Abends kam Warjas Bräutigam.
21. April. Fuhren mit den Kindern, Warja und Nagornow Morcheln sammeln. Fanden einen Korb voll. Immer noch nicht warm. Ljowotschka, Warja und ihr Bräutigam waren auf Schnepfenjagd. Die Sonne ging unter wie ein leuchtend roter Feuerball. Die Bäume, mit Ausnahme der Eiche, grünen wieder, überall blüht es. Heute morgen brachte mir Ljowotschka einen bunten Strauß mit.
23. April. Die Nacht war kalt, der Morgen klar und frisch. Wolkenloser Himmel. Einige Eichen beginnen auszuschlagen. Die Linde ist an einigen Stellen schon ganz grün.
27./28. April. Ljowotschka ist nachts nach Moskau gefahren. Mascha ist sehr krank.
30. April. Unerträgliche Hitze. Tags und nachts Gewitter.
13. Mai. Ljowotschka brachte heute eine vollerblühte Rose.
14. Mai. Ljowotschka, Stjopa und Serjosha sind nach Nikolskoje gefahren.
15. Mai. Wir haben gebadet, Kaffee gekocht, in unserem Birkenwäldchen Pilze gesammelt.
16./17. Mai. Sie sind aus Nikolskoje zurückgekehrt; es ist kalt und neblig.
18. Mai. Hanna ist nach Tula gefahren, um den Kindern Spielzeug zu kaufen. Wir gingen Pilze sammeln und wurden vom Regen überrascht. Ljowotschka war gestern sehr verärgert darüber, daß die Korrekturbogen noch nicht hier sind. Er schrieb nach Moskau, man solle Ris das Original wegnehmen. Heute

Fortsetzung auf Seite 41

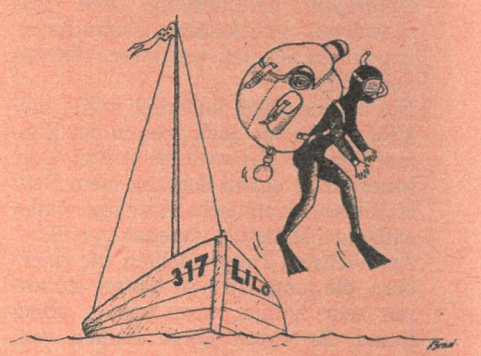
Der Abschied von meinen Eltern dauerte einen Tag, der von meiner Braut eine Nacht.
Karl Valentin

Schmidt

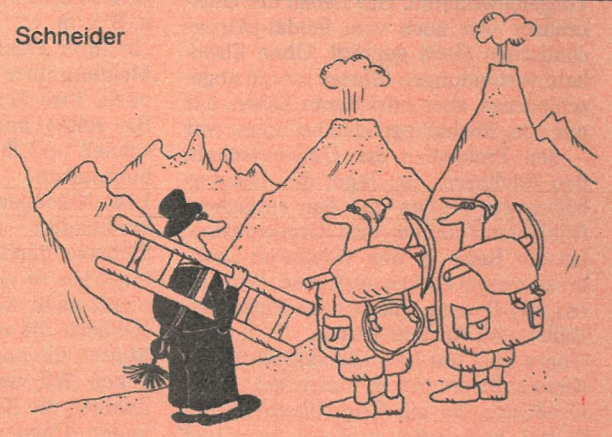
Steger

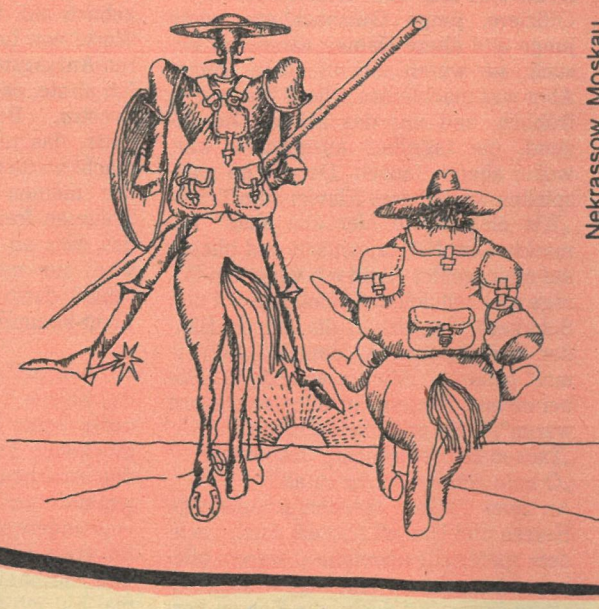
Erfahrung ist ein fester Wanderstab.

Radev, Sofia



Schneider





Nekrassow, Moskau

Ich liebe nicht das Getümmel da, wo man Gesundheit und Gemütsruhe holen will. Knigge

Wandertherapie

„Herr Doktor, meine Frau und ich sind ungewöhnlich leicht erregbare Menschen. Es vergeht kein Tag, an dem wir uns nicht zanken. Können Sie mir einen Ratschlag geben, wie ich die Situation verbessern kann?"

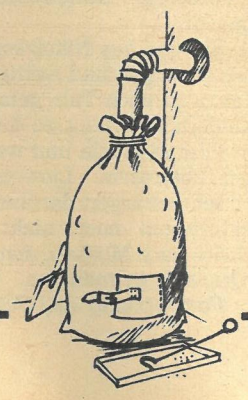
„Ich glaube, die ganze Angelegenheit beruht auf einem Überschuß an vorhandener Energie. Ich rate Ihnen, am Tag mindestens zehn Kilometer zu wandern. In zwei Wochen erwarte ich Ihren Anruf, wie sich die Sache entwickelt hat."

Vierzehn Tage später meldet sich der Patient wieder beim Arzt. Fröhlich ruft er in den Telefonhörer: „Vielen Dank, Herr Doktor! Ich befinde mich in ungewöhnlich guter Stimmung!"

„Und wie hat sich das Verhältnis zu Ihrer Frau gestaltet? Streiten Sie sich immer noch so oft?"

„Aber nein. Ich bin doch inzwischen schon 150 Kilometer von zu Hause weg!"

Aus „Krokodil" übersetzt von Dieter Höhne

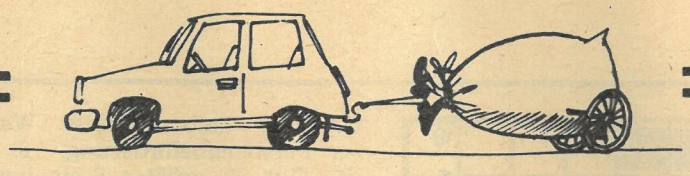


Wjatscheslaw Kondrus

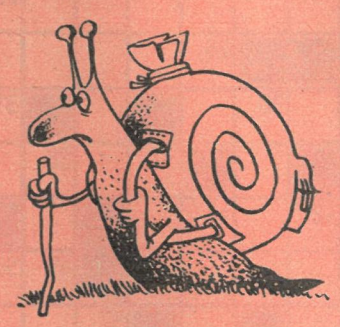
Gewaltmarsch

Die Tür flog auf und es erschien – die Klassenleiterin. Jung, forsch, noch ganz außer Puste, kam sie sofort zur Sache: „Liebe Eltern, ich habe eine Menge Anliegen an Sie!" Sie blickte auf ihre Armbanduhr. „Nur bitte ich um Tempo, zu Hause warten noch drei Rechenschaftsberichte und zwei Pläne auf mich! Als erstes: Jeder von Ihnen, ich meine jedes Elternhaus, hat 15 Rubel für die Belange der Klasse zu zahlen!" Sie bemerkte das Füßescharren, machte ein Häkchen in ihr Notizbuch und rief ungeduldig: „Das hat alles seine Richtigkeit! Also weiter: Ich brauche drei Väter als Begleitung auf unserer Klassenfahrt! Wenn möglich, welche mit touristischen Erfahrungen… Na, vorwärts! Ich notiere… Was? Wohin? Es hat alles seine Richtigkeit…" Sie machte wieder ein Häkchen. „Jetzt zum Vortrag über die alten Indianerstämme der Maya. Für Vorbereitung und Durchführung benötige ich wenigstens zwei Elternpaare mit historisch-philosophischer und literarischer Bildung. Wie bitte? Maja Arsentjewna taugt dazu nicht… Also, ich notiere…" Wieder

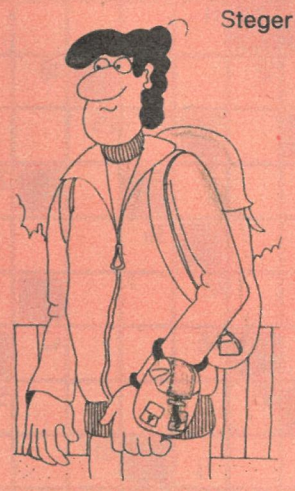
Es gibt keine Leute, die nichts erleben, es gibt nur Leute, die nichts

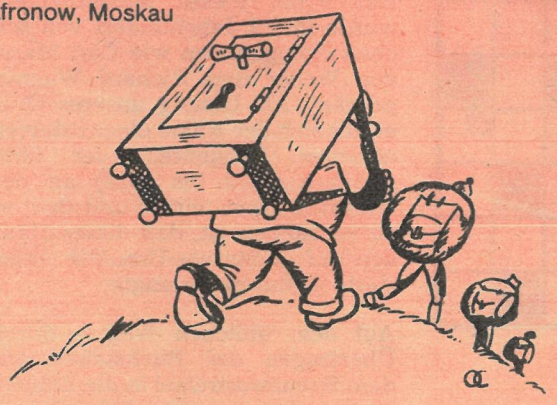


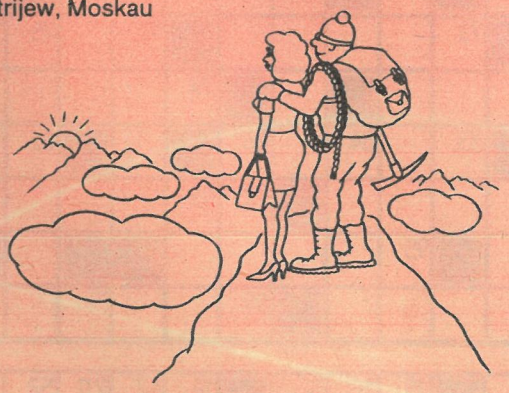
Er suchet den fünfften Zipffel am Sacke. Luther



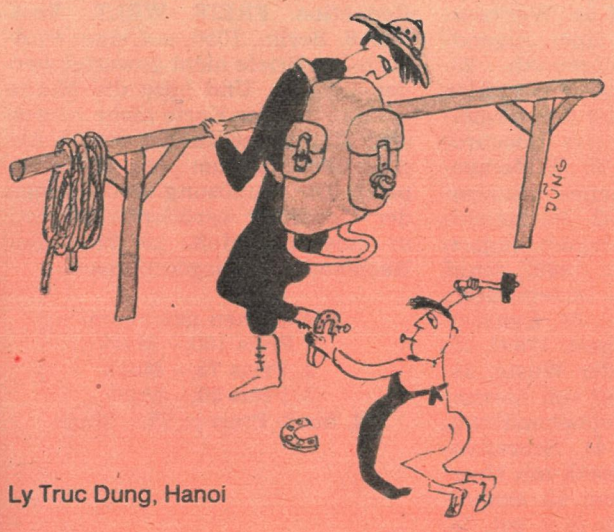
Schnirkel, der stauerfahrene Wochenendschneck von Rosanzew, Moskau



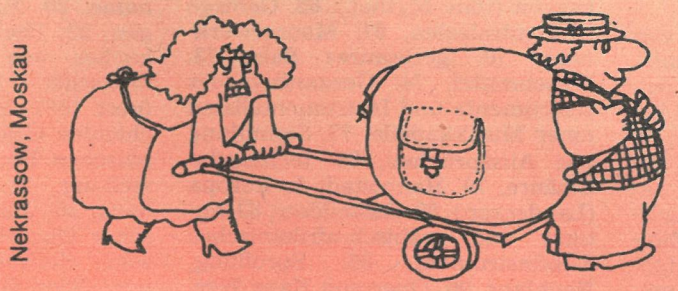




Vergißt der Fuß den Schuh, so behagt er ihm.



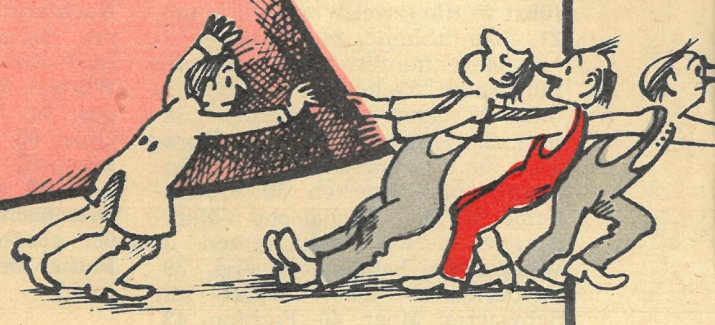
Ly Truc Dung, Hanoi



Pragmatiker

Er hielt die Hand in den warmen Regen
bei halbgeöffneter Tür.
Er war, was die Nässe betraf, dagegen,
bezüglich der Wärme aber dafür.

Hansgeorg Stengel



2 Wochenspruch

Die schwierigste Last – das ist ein leerer Kopf.

Aus Arthur Schnitzlers Aphorismen-Sack
Schüttle ein Aphorisma, so fällt eine Lüge heraus und eine Banalität bleibt übrig.

Man steht im Leben immer wieder vor der Wahl, es sich selbst leicht und den anderen schwer zu machen – oder umgekehrt. Aber hat man denn die Wahl?

Auch das klügste Wort bleibt am Ende nur Geschwätz, wenn es nicht auf irgendeinem Wege zu Taten führt.

Aufklärung
Zum Töchterlein
sprach Vater
Zack:
Auch Kater
kauft man
nicht im Sack.

R. Pöhlig

Nur dann ist die Einsamkeit angenehm, wenn sie Erholung ist. Karamsin

setzte sie ein Häkchen. „Was war noch? Ach ja, der Sportlehrer hat nachdrücklich darum gebeten, Sie daran zu erinnern, daß die Sportausrüstung der Kinder äußerst wichtig genommen wird! Pflicht sind: Ein Paar Sportschuhe und zwei Trainingsanzüge, einer braun, der andere marengofarben. Einer der beiden aus reiner Wolle. Teilnahme in nicht vorschriftsgemäßer Kleidung wird mit einer „Vier" im Klassenbuch vermerkt! Weiter… Wie? Das scheint mir nicht so wichtig, das kann warten, das erledigen wir das nächste Mal… Leistungsstand? Lehrplan? Probleme der Erziehung?"

Sie schaute auf die Armbanduhr. „Bedaure, dazu bleibt keine Zeit mehr. Ich bitte doch sehr um Ruhe. Es hat alles seine Richtigkeit. Auf Wiedersehen!"

Aus dem Russischen von Gabriele Kleiner (leicht gekürzt)

Sack, was hat dir den Ruck gegeben? fragen Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Jo Schulz

Gesunder Ausgleich

Das Wandern ist Herrn Müllers Lust
aus Gründen der Entschlackung –
wie quillt der Bauch, wie schwillt die Brust
in bayrischer Verpackung!

Am Sonntagmorgen zieht er aus
zu seines Leibes Rettung
und meidet jedes Speisehaus
im Zuge der Entfettung.

Stolz strampelt er acht Stunden lang
mit Braut und praller Bürde
im liebgewohnten Trampelgang,
strammheiter, doch mit Würde.

Am Sonntagabend sehen wir
den Wanderer heimwärtshinken;
stark abgenommen hat das Bier
im Rucksack, auch der Schinken.

Beim Wandern denkt Herr Müller froh:
Der schönste Tag ist Montag!
Ab Montag sitzt er im Büro
und macht sechs Tage Schontag.

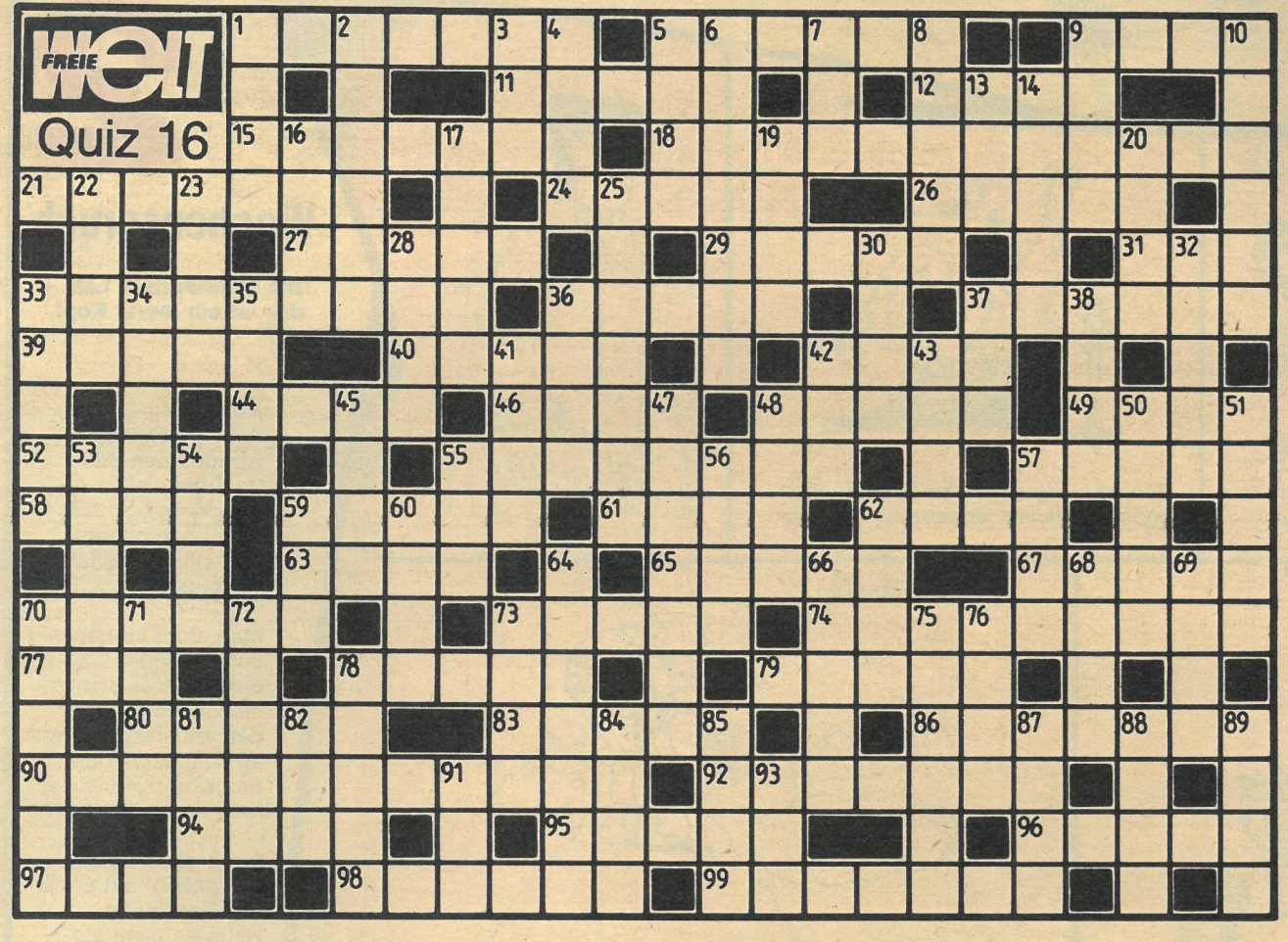
Aus: „Poesie und Purzelbaum", Henschelverlag

Aus einem altbäuerlichen Liebeslied:

Wie ein Schwein in einem Sacke
Fährt mein Herze hin und her.

davon merken. Goetz

Gibt Wandern nicht mehr Verstand denn hinterm Ofen sitzen? Paracelsus



89	85	71	73	93		19	16	4		14	42	20	52	75	76					

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Musikstadt von Weltruf in der DDR, Bezirksstadt, 5. Architekt des Dresdner Opernhauses, das in den Jahren 1977 bis 1985 wieder aufgebaut wurde, 9. Ölpflanze, 11. Wintersportgerät, 12. Operngestalt aus „Irische Legende“, 15. öffentliche Musikaufführung, 18. Oper von Udo Zimmermann, die in Dresden uraufgeführt wurde (zwei Wörter, ü = ue), 21. Schnittblume, 24. Vertreter einer Echsenfamilie, 26. Abladestelle für Schutt, Asche und andere Abfälle, 27. Stadt in Rumänien (Banat), 29. Heidegewächs, 31. Kurzwort für Fliegerabwehr, 33. Schöpfer von Musikwerken, 36. Frauenname, 37. indoeuropäische Völkergruppe, deren Nachkommen in Westeuropa beheimatet sind, 39. Kinderkurort der UdSSR am Schwarzen Meer, 40. Farbton, 42. Höhe-, Glanzpunkt, 44. altgriechische Philosophenschule, 46. kalter Fallwind, besonders an der dalmatinischen Küste, 48. französischer Opernkomponist (gest. 1871), schuf u. a. „Die Stumme von Portici“, 49. Nebenfluß der Donau, 52. Salze der Harnsäure, 55. Leiter eines Orchesters oder Chors, 57. tropische Infektionskrankheit, 58. Hafenstadt im Süden Frankreichs, 59. einer der Gründer Roms (röm. Sage), 61. Gestalt aus der Operntetralogie „Der Ring des Nibelungen“, 62. schwach tätiger Vulkan in Tansania, 63. Liebesgott (röm. Mythol.), 65. Gebirge in Zentralasien, 67. Maurerwerkzeug, 70. gerbsaures Salz, 73. Waschmittel, 74. Gesamtheit der Instrumente und Instrumentalisten einer Musikkapelle, 77. Sammlung von Aussprüchen, 78. technische Ölsäure, 79. Hauptstadt in Europa (Landesspr.), 80. Rätsellöser, 83. antikes und arabisch-afrikanisches Zupfinstrument, 86. Sprößling, Nachfahr, 90. Oper von Hans Werner Henze, die in Dresden ihre DDR-Erstaufführung erlebte (drei Wörter), 92. Staat im Süden Europas, 94. Sologesangsstück in der Oper, 95. Stadt in Oberitalien, 96. Inbegriff höchster Vollkommenheit, 97. einer der Begründer des wissenschaftlichen Kommunismus, 98. altrömische Klageschrift, 99. Mutter des Herakles (griech. Mythol.).

Senkrecht: 1. Göttin der Gerechtigkeit (griech. Mythol.), 2. Oper von Verdi, 3. Bergstock in der Schweiz (Graubünden), 4. kleine Rechnung (veraltet), 5. Musikzeichen (in Psalmen), 6. Grundstoff, Grundbestandteil, 7. Gewandtheit im Benehmen, 8. ehemaliger Skispringer der ČSSR, 9. Seil, Tau (seem.), 10. ungewebtes, tuchähnliches Textilerzeugnis, 13. französ.: Freund, 14. österreichischer Operettenkomponist (gest. 1895), schuf u. a. „Boccaccio“, 16. Hafenstadt in Algerien, 17. Fruchteinbringung, 19. Frauenname, 20. Handgriff an Werkzeugen, 22. Titelgestalt eines Jugendbuches von J. Wohlgemuth, 23. deutscher Sprachwissenschaftler (gest. 1867), Begründer der vergleichenden Grammatik der indoeuropäischen Sprachen, 25. Bilderausstellung, 28. russisches Bauernhaus, 30. Jungtier, 32. österreichischer Operettenkomponist ungarischer Herkunft (gest. 1948), schuf u. a. „Der Graf von Luxemburg“, 33. Fall, Vorkommnis, 34. französischer Revolutionär (gest. 1793), 35. Vegetationsinsel in der Wüste, 36. Titelgestalt einer Oper von Alexander Borodin, 37. Heilbehandlung, 38. Nichtfachmann, 41. Schreitvogel, 42. Herrenschoßrock mit abgerundeten Vorderecken, 43. skandinavische Münzeinheit (ö = oe), 45. Atem (dichter.), 47. Schmuckspange, Schnalle, 48. phönizisch-kanaanische Liebesgöttin, 50. schmale längliche Öffnung, 51. Verkehrsrowdy (Umgangsspr.), 53. französischer Orientalist (19. Jh.), 54. Koffein im Tee, 55. Tongeschlecht, 56. Adelstitel in der Schweiz, 57. kleine Öffnung, 59. helfender Hinweis, 60. Tongeschlecht, 62. Stern im Sternbild Walfisch, 64. Offizier der höchsten Rangklasse, 66. Hauptschlagader, 68. Stadt auf Kamtschatka, 69. Erdart, 70. zweisitziges Fahrrad, 71. Possenreißer, 72. Männername, 73. Getreidespeicher, 75. früher verwendeter halbverdeckter Wagen zur Personenbeförderung, 76. Besitz, Gut, 78. größtes Tasteninstrument, 81. Held vor Troja (griech. Sage), 82. japanischer Maler (13. Jh.), 84. überschwenglich verehrter Mensch, 85. Titelgestalt einer Oper von Donizetti, 87. Beingelenk, 88. großes Gewässer, 89. nachtaktiver Vogel, 91. Ferment im Kälbermagen, 93. ehemaliger sowjetischer Schachweltmeister.

Das Renommee Dresdens als Weltmusikstadt wurde nicht zuletzt mit der 1878 eingeweihten Semperoper (zweiter Bau) begründet. Im Februar 1945 durch anglo-amerikanische Bomben zerstört, steht sie seit 1985 in alter neuer Schönheit den Musikschaffenden und -freunden der DDR sowie den internationalen Gästen zur Verfügung.

Das Profil dieses Musiktheaters wurde im 19. Jahrhundert von solchen Komponisten wie Carl Maria von Weber und Richard Wagner geprägt. Als Lösung unseres Quiz ergibt sich der Name eines österreichischen Dirigenten, der über 40 Jahre (1872 bis 1914) an der Dresdner Oper wirkte und dem es zu verdanken ist, daß dieses Haus den Ruf als Strauss-Uraufführungsstätte in Europa erlangte.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 16 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 17. August 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 19/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Vom Kern zum Wort

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht einzutragen:

1. alter Name der Stadt Leningrad, 2. Nachahmung einer Einsiedelei in Parkanlagen, 3. Wissenschaft über eine Religion, ihre Geschichte, Lehre und Praxis, 4. Spielleiter, 5. nach ihrem Erfinder benannte Verbrennungskraftmaschine, 6. medizinischer Betreuer von Wettkämpfern, 7. Hafenstadt im Wolgadelta (RSFSR), 8. Gerät zum Messen der elektrischen Leistung, 9. Chirurg,

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

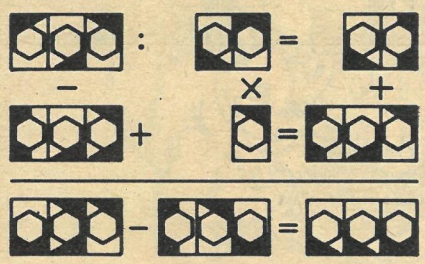
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

der einen ärztlichen Eingriff vornimmt, 10. vorherrschendes Merkmal, 11. Eisenbahneinheit, die unfahrplanmäßig eingesetzt wird, 12. Gewürzpflanze, Doldengewächs.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben – von oben nach unten gelesen – die Hauptstadt der Karelischen Autonomen Sowjetrepublik.

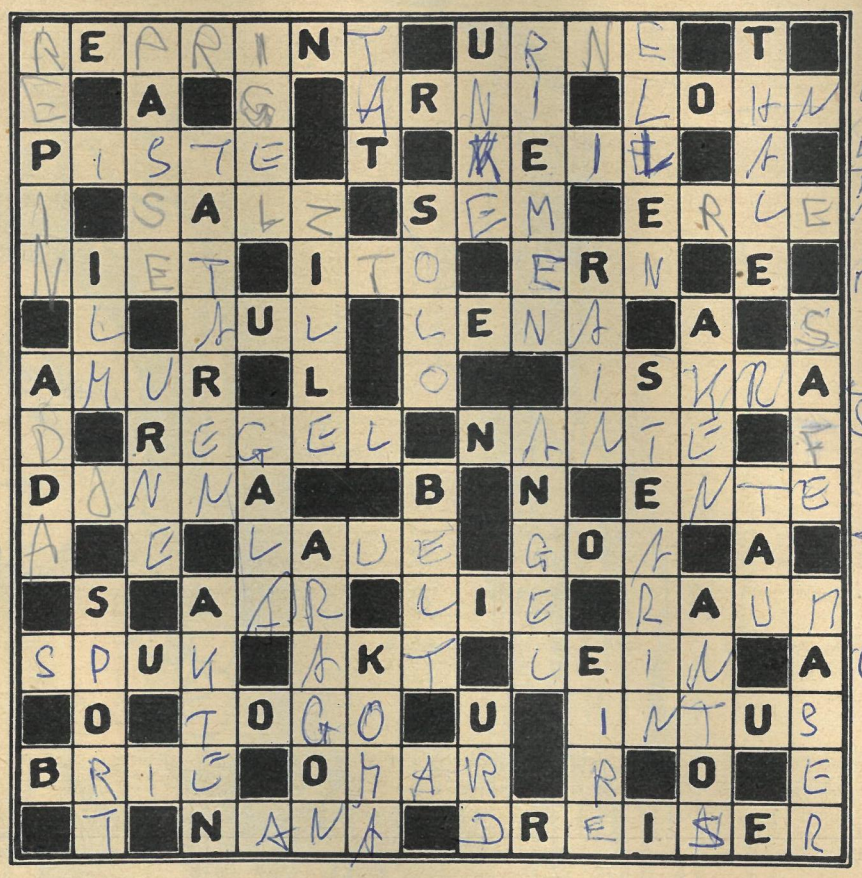
Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

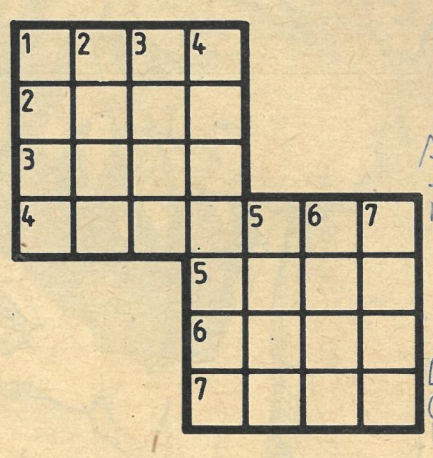


Magische Figur

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzutragen:



1. Kartenspiel, 2. Spielkartenfarbe im französischen Blatt, 3. Name eines Sees in der Sowjetunion, 4. russischer Schriftsteller von Weltruf (gest. 1910), 5. Fischfett, 6. Vegetationsinsel in der Wüste, 7. Gestalt aus „Die Afrikanerin".



Kreuzgitter

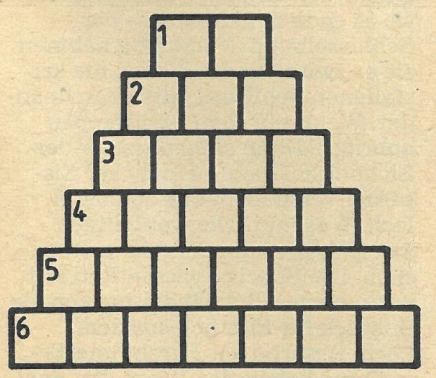
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Adler (dicht.), 2. Nebenfluß des Po, 3. Stadt an der Elbe, 4. Bühnenaufzug, 5. Schriftstücke, 6. Fluß im Fernen Osten, 7. Fischfangrute, 8. tschechischer Bildhauer (gest. 1938), 9. französischer Romancier (gest. 1982), u. a. „Die französische Diana", 10. Wasserbüffel, 11. Siedlung der Turkvölker, 12. Ostseemeerenge, 13. Landschaft in Frankreich, 14. Göttin der Jugend (röm. Mythol.), 15. US-amerikanischer Schriftsteller (gest. 1945), u. a. „Der Titan", 16. Staat in Europa (Landesspr.), 17. Frauenname, 18. Wasservogel, 19. Laubbaum, 20. Hausflur, 21. Festkleidung, 22. Gebietsteil Indiens, 23. Welthilfssprache, 24. Stacheltier, 25. Fluß in Thüringen, 26. innen, inwendig, 27. russ.: Funke, 28. Spaltwerkzeug, 29. tiefe Bewußtlosigkeit, 30. Physiker (gest. 1960), 31. Ölpflanze, 32. Frauenname, 33. norwegischer Schriftsteller (gest. 1908), 34. Arbeitsentgelt, 35. Zeichnung im Holz, 36. Roman von Zola, 37. Altberliner Original, 38. Maschinenelement (veraltet), 39. Kalifenname, 40. Skatbegriff, 41. Rennstrecke, 42. Ackergrenze, 43. Zimmer, 44. Norm, 45. russischer Maler (gest. 1930), 46. fotomechanischer Nachdruck, 47. Ledergurt, 48. Stahl-, Bankfach, 49. Speisewürze, 50. Bestandteil der Wortbedeutung, 51. Einzeldarbietung, 52. Körperertüchtigung, 53. angebliche gespensterhafte Erscheinung, 54. Gemisch zur Kerzenherstellung, 55. Handlung, 56. die Turkvölker der UdSSR, 57. Niederschlag, 58. Kurort im Harz, 59. Staat in Afrika, 60. chemisches Element, 61. Froschlurch, 62. Stimmzettelbehälter, 63. eine der Nornen (nord. Mythol.), 64. deutscher Maler und Grafiker (gest. 1929).

Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln das gesuchte nächste Wort zu bilden:

1. Skatbegriff, 2. deutscher Neurologe (gest. 1921), Mitbegründer der Elektrotherapie, 3. Landschaft in Frankreich, 4. Küchenutensil, 5. Ausdehnung nach der Seite, 6. Produktionsstätte, Werk.



Auflösungen aus Heft 15/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Solei (4), Kaserne (35), Spital (60), Alibi (66), Plebs (51), Salep (17), Datum (73), Atto (75), Dame (11), Darre (43), Eltern (65), Eile (42), Arni (36), Iran (14), Sperrad (45), Elis (69), Eisenach (20), Eni (59), BBS (56), Leu (77), Antigene (25), Rohr (9), Bastion (50), Aula (27), agra (1), Ambe (48), Granin (80), Erker (41), Sake (64), Aura (37), Nante (6), Atair (42), Euler (72), Anita (23), Dekret (56), Rammler (30), Ernst (78).

Senkrecht: Skala (74), Leist (2), Isis (38), Siel (58), Kappa (44), All (16), Elba (28), Ehemann (5), Edel (19), Stier (62), Aar (46), Eder (54), Trip (7), Oder (33), Meile (22), Radeberg (10), Tisa (47), Rache (12), Espe (67), Lenin (26), Nessebar (15), Radio (70), Indus (61), Ibn (34), Claim (53), Natur (79), Urne (8), Tran (29), Ghana (18), Tara (76), Ober (68), Agentur (40), Laune (24), Reet (32), Isel (71), Kai (63), Karer (57), Union (49), Alant (39), Turm (3), Aare (21), Rate (31), Ede (13).

Rätselpyramide: 1. Tu, 2. Uta, 3. Tabu, 4. Bantu, 5. Turban, 6. Trauben, 7. Unterbau.

Vom Kern zum Wort: 1. Samarkand, 2. Operation, 3. Nekrassow, 4. Neuralgie, 5. Engerling, 6. Nikolajew, 7. Balakirew, 8. Lambarene, 9. Unkräuter, 10. Magistrat, 11. Explosion – Sonnenblume.

Raten und Rechnen:

183	×	3	=	549
+		×		−
162	−	21	=	141
345	+	63	=	408

Zahlenfeldrätsel: A) Nansen, B) Hecht, C) Drinda, D) Zehnt, E) Udine, F) Grund, G) Imme – Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 13 (Heft 13)

Waagerecht: 1. Polewoi, 5. Nekrassow, 12. Bril, 13. Marat, 15. Waage, 17. Siegel, 20. Areg, 21. Segel, 23. Nonne, 25. Siel, 26. Kramer, 28. Oper, 29. Inge, 32. Nina, 33. Titow, 36. Ilm, 37. Adieu, 40. Ohm, 41. Eber, 42. Hel, 43. Eimer, 44. Kos, 45. Tete, 47. Saba, 49. Trog, 50. Aral, 53. Maas, 55. Skat, 57. Mole, 58. Ohre, 60. Tran, 62. Dom, 63. Arasi, 65. Rum, 66. Akut, 69. Ute, 71. Ester, 73. Sog, 74. Amado, 75. Riss, 79. Nase, 81. Isar, 83. Natter, 85. Nele, 88. Phase, 90. Etage, 91. Seil, 92. Korona, 94. Legal, 95. Forle, 96. Aras, 97. Abend, 98. Balalaika, 99. Stilett.

Senkrecht: 1. Pawlow, 2. Liane, 3. Wien, 4. Ibsen, 5. Nis, 6. Elis, 7. Rage, 8. Sol, 9. Omar, 10. Waran, 11. Jagen, 14. Remise, 16. Gorilla, 18. Eibe, 19. Elf, 21. Sete, 22. Gote, 24. Nimes, 26. Kuh, 27. Rade, 30. Gamma, 31. Ede, 34. Iberer, 35. Oregon, 38. Iris, 39. Ukas, 40. Ossa, 42. Haar, 45. Tamtam, 46. Talmud, 48. Atom, 51. Rede, 52. Lomé, 53. Maat, 54. Amara, 56. Kirgise, 59. Giseh, 60. Turn, 61. Auster, 64. Ren, 67. Katajew, 68. Tonerde, 70. Tor, 72. Silo, 74. Arelat, 76. Iason, 77. Stilb, 78. UNO, 80. Spass, 82. Segge, 84. Elea, 86. Erna, 87. Enak, 89. Alai, 92. Kea, 93. Ara.
Lösung: Jekaterinoslaw

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Dora Blindnagel, Bahnhof Woldegk, 2152
2. Preis:
75,– M Herbert Haase, Berlin, 1035
3. Preis:
50,– M Ursula Vogel, Hoyerswerda, 7700
4.–8. Preis:
je 25,– M I. Ebermann, Großräschen, 7805; Hermann Richter, Erfurt, 5082; Alexander Siskin, Stößen, 4851; Friedrich Thoß, Poppengrün, 9701; Johanna Wolf, Apolda, 5320.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Frei nach dem gleichnamigen sowjetischen Märchen von Jewgeni Schwarz. Gezeichnet von Peter Muzeniek.

Die beiden BRÜDER

Wütend stapft der Herr der Kälte davon, die Axt hat er tief in seinen Pelz versenkt. Der Junge aber steht wie versteinert vor Schreck. Dann rollen Tränen über seine Wangen, unaufhörlich, heiß und bitter. Erschöpft schläft er schließlich ein. Stunden sind vergangen, da trommelt jemand mit weichen Pfoten gegen seine Wange. Er öffnet die Augen. Neben seinem Kopf sitzt ein Häschen. Rund um sein Eisbett haben sich alle Tiere versammelt, die gekommen sind, ihren Freund zu trösten. Die flinken Eichhörnchen springen zum Bett des grimmigen Alten. „Er schläft wie ein Murmeltier!“ vergewissern sie sich und schlüpfen behend in seinen Pelz. Nach langem Suchen haben sie es endlich gefunden – das Schlüsselbund. Vorsichtig nehmen sie es zwischen die Zähne, die kristallenen Schlüssel klirren aneinander. Wenn nur kein Splitterchen abbricht! Dann stehen sie vor der Eichentür. Doch – ein dicker Eispfropf verschließt das Schlüsselloch. Was nun? Die wohltätigen Streichhölzer hat der Alte zerbrochen. Die Spechte wissen Rat: Mit ihren harten Schnäbeln hacken sie Eisstück für Eisstück aus dem Loch. Zitternd vor Furcht und Erwartung betritt der Junge den Saal und sieht: Auf dem Boden liegen, säuberlich nach Arten sortiert, die vielen kleinen Opfer des Eisherzigen – stumme Vögel, leblose Hasen, Eichhörnchen, im Sprung erstarrt. In der Mitte des Saales eine gläserne Figur: sein armer Bruder. Die großen Augen schauen ihn an, doch sie sehen ihn nicht. Auf den Bäckchen glitzern Tränen wie Glasperlen. Der Junge tritt dicht an den Kleinen heran, legt sein Gesicht an dessen Mund. Kein Hauch kommt über die weißen Lippen. „Wir müssen fliehen! Hörst du mich? Wir müssen nach Hause! Vater und Mutter – sie sterben vor Kummer um uns!“ Behutsam nimmt er die zerbrechliche Gestalt in seine Arme. Auch die Tiere haben ihre regungslosen Brüder in ihre Obhut genommen. Gemeinsam fliehen sie aus der kalten, grausamen Pracht des Palastes. Urgroßvater Frost aber schläft in seinem Bett den festen Schlaf des Ahnungslosen…

Fortsetzung von Seite 35

Ein ungewöhnliches Leben

schrieb er an Liwen über Sascha. An den Akazien hängen lange Schoten. Es ist kalt und windig.

26. Mai. Ljowotschka und Iljuscha sind mit dem Zug nach Tula gefahren, ich bin mit den Kindern schwimmen gegangen. Der Heckenrosenstrauch ist ganz abgeblüht. Gestern wurde das Heu aus dem Garten verkauft.

1873

13. Februar. Ljowotschka ist nach Moskau gefahren. Ohne ihn sitze ich den ganzen Tag mit starrem Blick und beunruhigenden quälenden Gedanken traurig herum. Und wie immer greife ich in einem solchen Zustand zum Tagebuch. Ich schreibe alles auf, was mich quält, und komme dadurch wieder zu mir. Was wäre ich ohne diesen Menschen, der mir mit seinen klaren Anschauungen eine ständige Stütze ist? Wenn ich so unruhig bin, befrage ich mich manchmal selbst: Wonach sehnst du dich? Und entsetzt antworte ich: Ich sehne mich nach Fröhlichkeit, Plauderei, eleganten Kleidern; ich möchte, daß man mich schön findet, daß Ljowotschka mit mir das normale Leben vieler gewöhnlicher Sterblicher lebt. Doch mit einem Aufschrei des Herzens sage ich mich von all diesen teuflischen Versuchungen los, und ich fühle mich noch schlechter als sonst. Ich hasse diese Leute, die mir sagen, daß ich schön sei. Früher wollte ich nie schön sein, jetzt bin ich es bereits nicht mehr. Und wozu würde mir denn diese Schönheit nützen? Mein kleiner Petja liebt seine alte Amme nicht weniger, als er eine schöne Frau lieben würde. Ljowotschka würde sich auch mit dem häßlichsten Gesicht abfinden, wenn seine Frau sich in ihr Schicksal fügte und das von ihm bestimmte Leben führte. Ich würde mich so gern selbst grundlegend ändern und von all dem, was ekelhaft, gemein und falsch an mir ist, Abstand nehmen. Ich will heute meine Haare ondulieren lassen. Ich freue mich schon, hübscher auszusehen, obwohl mich niemand sieht; aber das ist ja auch gar nicht nötig. Ich mag so gern Schleifen, wünsche mir einen neuen Ledergürtel, und jetzt, da ich all das geschrieben habe, würde ich am liebsten weinen... Oben sitzen die Kinder und warten auf mich.

Heute haben wir einen Ausflug gemacht, die Jungen hatten einen Zusammenstoß mit Fjodorowitsch; nur mit Mühe gelang es mir, Fjodor Fjodorowitsch zu versöhnen und die Kinder wieder zu beruhigen. Die neue Gouvernante kam vor drei Tagen an, sie ist mir nicht ganz sympathisch, ist allzu „commune" und fade. Aber vielleicht ist es zu früh, um ein endgültiges Urteil zu fällen.

17. April. Es schneite den ganzen Morgen, keine Frühlingsfröhlichkeit mehr. In meinem Herzen sieht es nicht weniger kalt, finster und traurig als in der Natur aus. Ljowotschka schreibt seinen Roman, er kommt gut voran.

11. November. Am 9. November morgens um neun Uhr starb mein kleiner Petja an der Bräune. Er war zwei Tage lang krank, verschied still Er war am 13. Juni 1872 geboren worden, ich habe ihn ein Jahr und zweieinhalb Monate lang gestillt. Er war ein fröhlicher Junge. Ich habe ihn sehr geliebt. Und jetzt ist alles so leer, gestern haben wir ihn beerdigt. Ich kann es immer noch nicht fassen. Er hing sehr an mir. Ob er wohl traurig ist, daß ich zurückblieb, daß er mich zurücklassen mußte?

1874

17. Februar. Wie sehr ich auch über die Zukunft nachdenke, Petja lebt nicht mehr. Und ich habe die düstere Ahnung, daß man auch für mein Grab schaufeln wird, sobald es auf Petjas Grab zu grünen beginnen wird.

1875

12. Oktober. Allmählich halte ich dieses völlig einsame Leben hier auf dem Lande nicht mehr aus. Ich bin apathisch und niedergeschlagen, nichts interessiert mich, und ich denke voll Abscheu daran, daß das alles so unverändert weitergehen wird: heute, morgen, jahrein, jahraus. Wenn ich morgens aufwache, habe ich keine Lust aufzustehen, weil ich schon weiß, was mich erwartet. Zuerst kommt der Koch, dann das Zimmermädchen, das sich beklagt, die Leute seien mit dem Essen unzufrieden und der Zucker sei aufgebraucht. Also bestelle ich Zucker, dann setze ich mich mit Schmerzen in der rechten Schulter an meine Stickerei, später unterrichte ich die Kinder in der Grammatik, lehre sie die Tonleitern. Das Unterrichten macht mir zwar Freude, aber es ist mir stets bewußt, daß ich es leider längst nicht so gut tue, wie ich es gerne wollte. Abends sticke ich wieder, während Ljowotschka und Tantchen ihre ewigen widerwärtigen Patiencen legen. Hin und wieder erfreut mich eine angenehme Lektüre. Doch gibt es etwa viele lesenswerte Bücher? Zuweilen – so wie heute nacht – träume ich sehr intensiv. Träume zum Beispiel, zum Abendgottesdienst in eine Kirche zu gehen und dort so inbrünstig zu beten, wie es mir bisher nicht gelungen ist. Zuweilen sehe ich auch herrliche Bilder einer Gemäldegalerie im Traum, ein andermal zauberhafte Blumen und manchmal sogar Menschen, denen gegenüber ich weder Haß noch Abneigung, sondern nur Sympathie und Liebe empfinde.

Gott weiß, wie ich in diesem Jahr versucht habe, gegen diese schändliche Langeweile anzukämpfen, wie ich mich um gute Gedanken bemühte, wie ich mir vor allem immer wieder vor Augen führte, daß es nichts Besseres als das Leben hier auf dem Lande für eine gesunde geistige und körperliche Entwicklung der Kinder geben könne. Solche Erwägungen ließen schließlich meine egoistischen Empfindungen verstummen. Doch jetzt begreife ich voll Entsetzen, daß dieses Verstummen eine schreckliche Apathie, eine tierisch stumpfe Gleichgültigkeit zur Folge hatte, die zu bekämpfen noch sehr viel schwieriger sein wird. Dabei bin ich nicht allein; denn Ljowotschka und ich sind sehr eng, mit den Jahren immer enger miteinander verbunden. Aber gerade er hat meinen apathischen Zustand auf dem Gewissen. Es tut mir weh, wenn ich sehen muß, wie niedergeschlagen und verzagt er jetzt schon tage- und wochenlang dasitzt, ohne etwas zu tun, ohne sich über irgend etwas zu freuen. Und offensichtlich hat er sich mit diesem Zustand, der doch nichts anderes ist als ein geistiger Tod, abgefunden. Ich finde das schrecklich. Und er selbst wird *das* bestimmt nicht lange aushalten. Vielleicht bin ich ja ungerecht. Aber mir scheint, daß unser schrecklich einsamer und eintöniger Tagesablauf, den er so will, während ich darunter leide, schuld ist an der Apathie, die uns beide überfallen hat. Wenn ich Ljowotschka so vor mir sehe und dann an die Zukunft denke, daran denke, wie die Kinder heranwachsen, immer mehr Zuspruch brauchen werden, dann weiß ich schon jetzt, daß Ljowotschka mir keine Hilfe sein wird. Nichts berührt ihn wirklich. Die ganze seelische Verantwortung für die Kinder liegt auf mir, ihm werden ihre Mißerfolge keine Qual bereiten. Doch *wie* werde ich allein all das ertragen, den Kindern helfen können, wenn ich daneben auch noch voll Trauer mit ansehen muß, wie alles in Ljowotschka erloschen ist, wie ihn nichts mehr zu begeistern vermag? Wenn die Menschen keine Hoffnung mehr haben, können sie einfach nicht weiterleben. So also hoffe ich, daß Gott noch einmal jenes Feuer in Ljowotschka entfachen möge, das ihn früher lebendig sein ließ und mit dessen Hilfe er auch jetzt wieder aufleben könnte.

1876

15. September. Bin wieder allein, und wieder flüchte ich mich zu meinem schweigenden Gefährten – dem Tagebuch. Ich möchte jeden Tag alles gewissenhaft aufschreiben. Ljowotschka ist über Orenburg, wohin er unbedingt wollte, nach Samara gefahren. Aus Orenburg erhielt ich ein Telegramm von ihm. Ich vermisse ihn sehr, mache mir Sorgen. Nur allzugern würde ich mir einreden, es mache mir Freude, daß er sich selbst einen Wunsch erfüllt hat. Aber das stimmt überhaupt nicht. Ich freue mich darüber keineswegs, sondern bin sogar gekränkt, daß er ausgerechnet jetzt in einer so harmonischen Phase unserer Beziehung mich freiwillig verläßt und mich für zwei lange Wochen dieser qualvollen Unruhe ausliefert.

Machte mich wieder ans Unterrichten der Kinder und gebe mir ganz große Mühe. Doch, großer Gott, wie bin ich ungeduldig, wie werde ich wütend, wie schreie ich sie an! Heute brach ich am Ende der Stunde sogar in Tränen aus, so bekümmerte mich Serjoshas schlechter Aufsatz über die Wolga voller Rechtschreibfehler und Iljas Faulheit. Die Kinder waren von diesem Tränenausbruch völlig überrascht, der Serjoshas Mitleid erregte, was mich wiederum rührte. Nach der Stunde wich er nicht von meiner Seite, war still und aufmerksam. Mit Tanja komme ich überhaupt nicht zurecht. Warum muß man nur ewig mit den Kindern kämpfen? Ich hege keine bösen Gedanken, wäre nur gern etwas ungebundener. Fühle mich erschöpft und elend, das Atmen fällt mir schwer, habe mir den Magen verdorben, leide unter der Kälte und krampfe mich regelrecht zusammen.

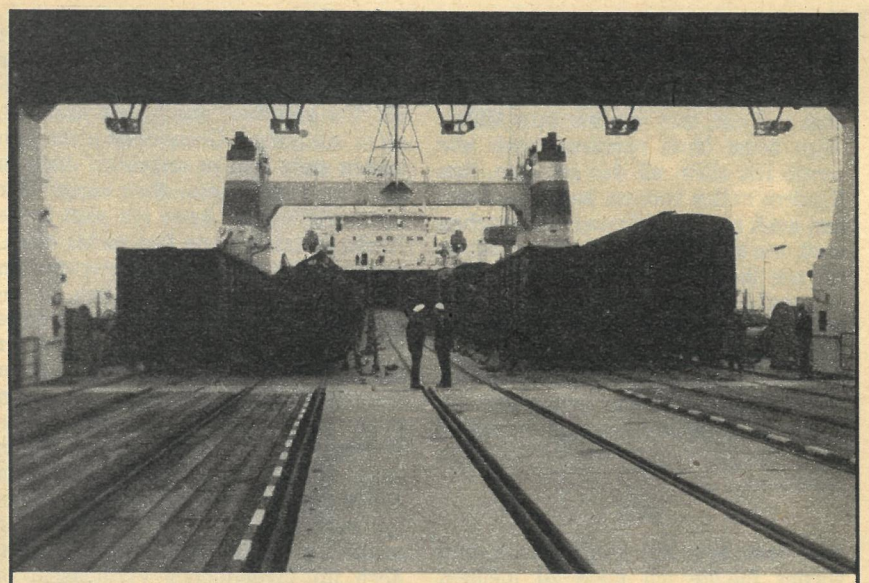
17. September. Mein Namenstag. Und wiederum keine Zeile von Ljowotschka. Morgens stand ich träge auf, fühlte mich elend und ganz in Anspruch genommen von den Alltagssorgen. Die Kinder ließen mit Stjopa Drachen steigen, kamen rotwangig an und wollten auch mich holen. Doch ich blieb in meinem Zimmer und bat, mir alle Papiere von Ljowotschka aus dem Gewehrschrank zu bringen, und dann vertiefte ich mich in die Welt seiner literarischen Werke und seiner Tagebücher. War zuweilen sehr bewegt, ja erregt. Doch meine eigentliche Absicht, Ljowotschkas Biographie zu schreiben, werde ich nicht verwirklichen können, weil ich nicht hinreichend objektiv zu sein vermag. Vielmehr suche ich gierig all die Stellen, in denen er in seinem Tagebuch von irgendeiner Liebesaffäre erzählt. Das quält mich dann so sehr, daß ich vor Eifersucht ganz wirr werde. Will es aber mit der Biographie trotzdem versuchen. Mich erschrecken die unguten Gefühle, die ich für Ljowotschka hege, seitdem er fortgefahren ist. Vor seiner Abreise hatte ich ihn sehr lieb, jetzt aber werfe ich ihm ständig vor, daß er mir so viel Kummer und Unruhe bereitet. Wie konnte er das gerade jetzt tun, da es mit meiner Gesundheit nicht zum besten steht und er angeblich doch so sehr um meine Gesundheit bangt? Vor lauter Aufregung kann ich jetzt keine Nacht schlafen, kann fast nichts essen, muß ständig die Tränen unterdrücken oder weine manchmal heimlich, so unruhig bin ich. Ich fühle mich, als hätte ich Fieber, abends bekomme ich immer häufiger Schüttelfrost, meine Nerven sind zum Zerreißen gespannt, und mein Kopf scheint zerspringen zu wollen. Welche Gedanken haben mich in diesen zwei Wochen heimgesucht! Mit den Kindern komme ich gut zurecht, doch ich befürchte, daß ich allzuoft an ihr Mitleid appelliere. Tanja wird hübsch; doch ihr jugendliches Verliebtsein in den Geiger Ippolit Nagornow bereitet mir Sorge. Nach dem Frühstück habe ich die Kinder unterrichtet. Plötzlich schwand all meine Energie, so daß ich zu nichts mehr fähig war. Gott, hilf mir doch, noch die kommenden Tage zu überstehen! Immer wieder sage ich mir: „Wofür werde ich so sehr bestraft? Dafür, daß ich ihn zu sehr geliebt habe." Jetzt aber hat all dieses Glück einen Riß bekommen. Und das erzürnt mich sehr.

18. September. Heute kam ein Telegramm aus Sysran, daß er übermorgen früh hier eintreffen will. Und plötzlich wurde es mir leicht ums Herz, die Kinder waren lieb und lernten fleißig. Doch mir tut die Brust weh, ich werde doch wohl nicht krank werden? Als ich die Kinder unterrichtete, tat mir jeder Atemzug weh, und ich konnte kaum sprechen. Abends nach dem Unterricht bei M. Rey kamen die Kinder schlecht gestimmt herauf. Da sie unartig gewesen waren, hatten sie alle eine Fünf in Betragen bekommen. Ich sagte, da sich Serjosha schlecht betragen habe, dürfe er nicht auf die Jagd. Vielleicht bessere er sich, wenn er bestraft werde. Darauf sagte Serjosha plötzlich jähzornig: „Au contraire", womit er mich sehr kränkte. Doch als er mich beim Abschied fragte, ob ich ihm zürne, war ich so gerührt, daß ich ihm verzieh. Stjopa ist sehr lieb und bemüht, mir zu helfen, die Kinder zu unterrichten, hält sie an, ihre Aufgaben ordentlich zu erledigen. Wenn ich daran denke, daß Ljowotschka übermorgen kommt, erfaßt mich eine stille Freude.

1877

27. Februar. Als ich heute die alten Tagebücher von Ljowotschka wieder las, begriff ich, daß ich nicht imstande sein werde, „Materialien zu einer Biographie" zusammenzustellen, wie ich es gern getan hätte. Sein Innenleben ist so komplex und die Lektüre seiner Tagebücher so aufwühlend für mich, daß ich unfähig bin, alles vernünftig und sachlich zu erörtern und darzulegen. Aber ich bedaure, daß ich meinen alten Plan aufgeben muß. Ich will jedoch wenigstens gewissenhaft und beständig Aufzeichnungen über unser jetziges Leben und über seine intellektuellen Tätigkeiten machen. Jetzt ist er nach Moskau gefahren, weil er dort die Korrekturen für das Februar-Heft durchsehen und sich wegen seiner Kopfschmerzen und des Blutandrangs zum Gehirn bei Sacharin Rat holen will.

Als ich Ljowotschka vor einigen Tagen darum bat, mir etwas aus seiner Vergangenheit zu erzählen, erwiderte er: „Ach, bitte, frag mich nicht. Mich regt das alles zu sehr auf, und ich bin jetzt schon zu alt, um mir noch einmal mein Leben in Erinnerung zu rufen."



Die Deutsche Reichsbahn Fährkomplex Mukran

stellt ein:

- **Facharbeiter für Umschlagtechnik**
- **Umschlagarbeiter** (ungelernt)
- **Meister für Umschlagtechnik**
- **Triebfahrzeugführer**
- **Wagenmeister**
- **Schienenfahrzeugschlosser**
- **Expedienten**
- **Hoch- und Fachschulkader**

für die Technologie des Eisenbahntransports
für Großrechenanlagen (Programmierer, Technologen und Wartungsingenieure)

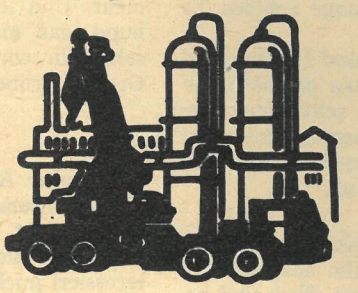
Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Fahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- Gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen

Bewerbungen und ausführlicher Lebenslauf sind zu richten an:

Deutsche Reichsbahn
Fährkomplex Mukran
Abteilung Kader und Bildung
PSF
Mukran
2355
Telefon: Post Saßnitz 4 31 03 oder 33 05
Basa: 96/76 31 03 oder 33 05

Reg.-Nr. 18/I/88



SCHULABGÄNGER 1989!

Werdet Facharbeiter im Chemieanlagenbau!
Der Betrieb VEB IMO Merseburg erwartet Euch!

Wir verfügen über ausgezeichnete Einrichtungen und Möglichkeiten zur Berufsausbildung im Grundberuf

MASCHINEN – und ANLAGENMONTEUR

(SPEZIALISIERUNGSRICHTUNG ROHRLEITUNGSBAU)
Für Abgänger der 10. Klasse (nur Jungen)

AUSBILDUNGSORT:
BBS „Ernst Schneller" des VEB IMO Merseburg in Meuselwitz, Kreis Altenburg mit Internatsunterbringung (wöchentliche Heimreise).
Für die Jugendlichen aus Halle-Neustadt, Leipzig, Halle besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Schkeuditz mit täglicher Heimreise.
Für die Jugendlichen aus den Nordbezirken besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Böhlen mit Internatsunterbringung (auch über das Wochenende).

AUSBILDUNGSZEIT 2 Jahre

FREIZEITGESTALTUNG
Entsprechende Einrichtungen bieten vielgestaltige Möglichkeiten für Sport und Erholung in der Freizeit.

EINSATZMÖGLICHKEITEN
Nach Abschluß der Facharbeiterprüfung erfolgt der Einsatz auf unseren Montagebaustellen in der Republik. Bei entsprechender Eignung kann ein Montageeinsatz im Ausland erfolgen.

WEITERBILDUNGSMÖGLICHKEITEN
Bei positivem Gesamtverhalten und guten Leistungen bestehen vielfältige Möglichkeiten zur Qualifizierung in der eigenen Betriebsakademie (Qualifizierung zu einer höheren Prüfgruppe auf schweißtechnischem Gebiet, Meisterstudium u. a.). Auch eine Delegierung an eine Hoch- oder Fachschule durch den Betrieb ist möglich.

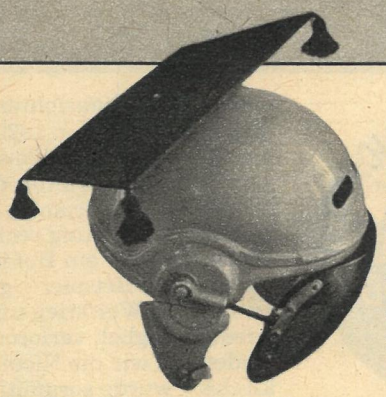
ENTLOHNUNG
Die Lehrlingsentlohnung erfolgt nach den gesetzlichen Bestimmungen. Nach dem 1. Lehrjahr werden unsere Lehrlinge auf einer unserer Baustellen eingesetzt.
Für diese Zeit werden auf der Grundlage des Montageabkommens zusätzlich gezahlt:
9,– M Auslösung ● Wegegeld ● Fahrgeldrückerstattung ● vierzehntägige Bezahlung der Heimreise ● Erschwerniszuschlag

ERFORDERLICHE BEWERBUNGSUNTERLAGEN
Bewerbungskarte ● Bewerbungsschreiben ● Lebenslauf ● Beglaubigte Zeugnisabschrift der 9. Klasse ● Bestätigung der gesundheitlichen Eignung ● 4 Paßbilder

ES IST RATSAM, BEI BESTEHENDEM INTERESSE FÜR DIESEN BERUF SCHRIFTLICH ODER TELEFONISCH NOCH VOR DER BEWERBUNG DIE VERBINDUNG MIT UNS AUFZUNEHMEN!

Alle Anfragen und Bewerbungsunterlagen zur Aufnahme einer Berufsausbildung in unserem Betrieb sind an folgende Anschrift zu richten:

VEB INDUSTRIEMONTAGEN
MERSEBURG
Berufsberatung
von-Harnack-Straße 15
Merseburg, 4200
Telefon 26 43 38/
26 43 42



Die große Leseraktion zum gemeinsamen Kosmos-Abenteuer von Valeri Bykowski und Sigmund Jähn vor 10 Jahren steht weiter hoch im Kurs der FW-Leser.

KENNWORT DOKTORHUT

Der 26. August '78. Ich versah meinen Ehrendienst bei den Grenztruppen. Waren am Nachmittag gerade aus dem Diensthabenden System entlassen worden, gingen auf unsere „Bude", und dann hieß es Radio an, selber abschalten. Plötzlich – totale Stille. Erst glaubten wir, die Kiste ist im Eimer. Plötzlich der Ansager: „Der erste Deutsche im All." Ja, das kribbelte schon. Kosmonaut wollte am nächsten Tag natürlich keiner werden, aber wir verfolgten doch gespannt die weiteren Ereignisse. Vielleicht waren auch unsere Stiefel am nächsten Morgen sauberer als sonst, schließlich war ein Offizier da oben. Aber Spaß beiseite. Wir standen an der Grenze oder hatten andere Aufgaben für deren Sicherung zu erfüllen. Und wir waren davon überzeugt, daß wir auch unseren Anteil daran hatten, daß dieses gemeinsame Weltraumunternehmen möglich geworden war. *Harald Quilitz, Potsdam*

... man wünscht sich Kosmonauten aus der UdSSR, USA, DDR, BRD und anderen Ländern dieser Erde gemeinsam in einer Raumstation forschend, die wohl endlose Suche nach weiterem Leben in der Unendlichkeit des Alls fortsetzend. *Georg Roos, Erfurt*

Wir alle leben in einer schnellebigen Zeit. Züge sind uns schon zu langsam, wollen wir irgendwohin. Es muß das Flugzeug sein. Wann kommt die Zeit, wo man dies mit schnellen Raketen tun kann? Dazu eine Welt ohne Kriege, ohne Waffen. Unter solchen Bedingungen würde mich ein Kosmosflug reizen. *Wolfgang Drehmann, Sömmerda*

... unseren Planeten in seiner ganzen Schönheit aus großer Höhe zu betrachten, keine Fotos oder Beschreibungen können wohl den persönlichen Eindruck ersetzen. Vielleicht wäre es aber auch gut, einmal kompakt das zu sehen, was noch nicht ganz so schön ist. Ich denke da z. B. an große Flächen unbedacht gerodeter Wälder in Brasilien oder auch wie lang Rauchfahnen von großen Schornsteinen sind, auch bei uns ... *Jens Unrath, Berlin*

Würde ich da „oben" fliegen dürfen (können), dann stellte ich mir die Aufgabe, unser Mecklenburger Land genau unter die Lupe zu nehmen, um eine Lösung zu finden, durch die vielen Gewässer eine Nord-Süd-Wasserstraße zu erkunden. Ich stelle mir so die Zukunft vor, wie Tausende Container vom Überseehafen auf Schuten über die Warnow zum Havelkanal und weiter bis nach Dresden gelangen ...?! *Leon Geber, Rostock*

Ich male im Traum den Kosmos als Wirbel von vielen zarten Farben, am meisten zartes Grün, zartes Blau, Weiß, Silber dazwischen. So heiter, bunt und schön muß der Frieden der Welt sein. *Anni Szymanski, Wetterzeube*

1972/73 im Zeichenunterricht hieß ein Thema: Kosmonaut im All. Mein Bild habe ich leider nicht mehr, aber ich weiß genau, unsere ganze Klasse mühte sich, auf den Helm des Kosmonauten CCCP zu schreiben. Später 1978/79 ein ähnliches Thema. Und wir pinselten auf unsere gezeichneten Raumstationen CCCP–DDR. Vielleicht wird es eines Tages gar nicht mehr möglich sein, alle Länder, die am Raumflug teilnehmen, aufzuführen. Vielleicht steht dann „nur" noch Frieden in allen Sprachen darauf.
Grit Stahlberg, Berlin

Langzeit-Effekte

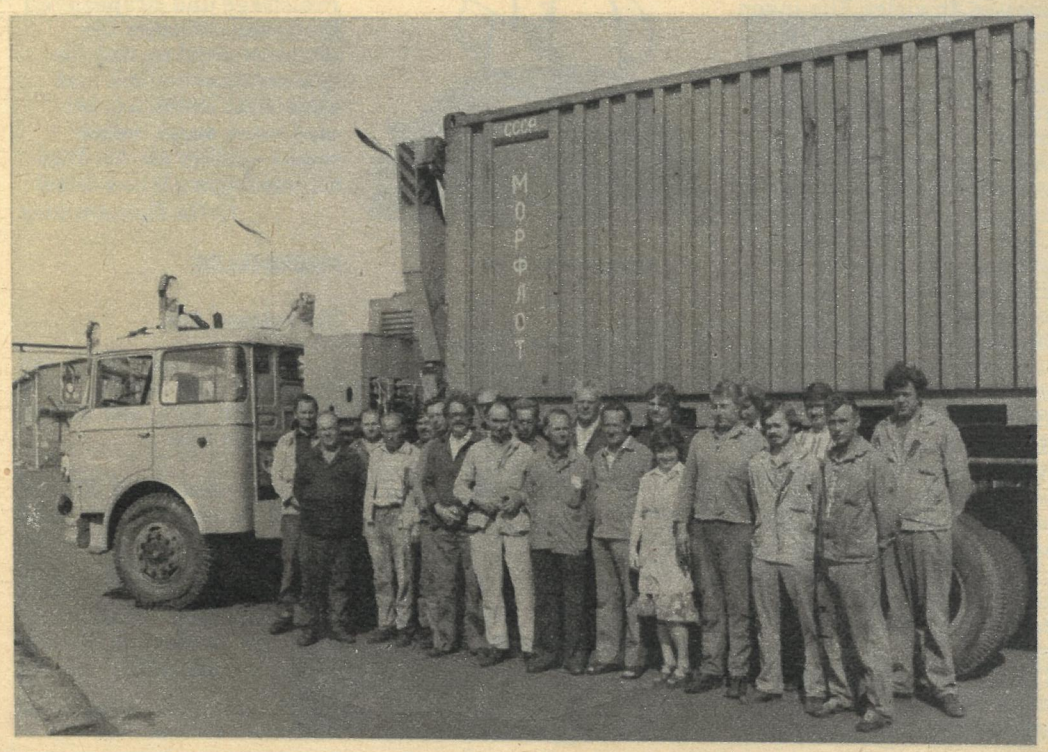
Das war im Dezember 1978, Sigmund Jähn signiert die Namenstafel einer Jugendbrigade aus dem VEG(T) Spreewald. 136 Lehrlinge wurden dort inzwischen zu Spezialisten der Tierproduktion ausgebildet, und 47 000 gesunde Kälber zogen sie auf und verkauften sie an die Jungrinderanlagen. Unterschriften von Valeri Bykowski und Sigmund Jähn auf einem Wimpel stimulieren bis heute ihren Wettbewerb. Jetzt freuen sich die Jugendlichen darauf, daß Sigmund Jähn sie bald ein zweites Mal besuchen wird.

Kosmos-Tempo

Im Bild unsere Brigade Großcontainer-Umschlag aus dem Chemiekombinat Bitterfeld. Seit 1981 tragen wir den Namen „Sigmund Jähn". Bis heute versuchen wir, mit aller Kraft jedes einzelnen, den wachsenden Anforderungen im Transport von Großcontainern standzuhalten.
In den 10 Jahren seit dem Kosmosflug unseres Ehrenmitgliedes Sigmund Jähn wurden alle Brigademitglieder zum Facharbeiter qualifiziert; elf Kolleginnen und Kollegen Aktivist der sozialistischen Arbeit; zwei Kollegen zum Meister weitergebildet; zwei Kollegen als Bewährte Chemiearbeiter des CKB ausgezeichnet. Nicht zuletzt tragen fünf von uns das „Banner der Arbeit".

Zeichnung: G. Endlich

Wortmeldung mit Versmaß und Zeichenstift: Wer wird nach dem Wörtchen „Mittelstürmer" lange fragen? / Man kennt's im Fußballager und bei dessen Gegner auch. / Zudem ist seit den deutsch-sowjetischen Weltalltagen / das Wörtchen „Himmelsstürmer" neu im deutschen Sprachgebrauch.
Ch. Menzel, Güstrow



Keine Rose ohne Dornen

Sind Sie schon einmal auf Bohnen sitzengeblieben? Es handelt sich hierbei aber nicht um die Weiße-Bohnen-Suppe, die Ihre Lieben verschmähten, sondern um Bohnen in ungekochtem Zustand. Auf solchen sitzen zubleiben – **остáться на бобáх** – bedeutet: das Nachsehen haben, leer ausgehen. Die Redewendung stammt noch aus der Zeit, als aus Gefäßen mit Bohnen wahrgesagt wurde. Wenn nichts in den Bohnen stand, blieb man eben darauf sitzen. Dann konnte man aus Protest wie gegen eine Wand reden, es brachte ebensowenig ein, als hätte man Erbsen an die Wand geworfen – **как об стéнку горóх.** Die Pflanzenwelt mit ihren Blüten und Früchten liefert reichlich Stoff für anschauliche Redensarten. Kastanien, die man für andere aus dem Feuer holt – **таскáть каштáны из огня́,** verbotene Früchte, die besonders süß schmecken – **Запрéтный плод сла́док,** oder die harte Nuß, die es zu knacken gilt – **крéпкий орéшек,** die Lorbeeren, auf denen sich der einst Aktive ausruht – **почивáть на лáврах,** der Wald, den einer vor lauter Bäumen nicht sieht – **не вúдеть лéса за дерéвьями,** viele Wendugen kommen im Russischen wie im Deutschen vor. Doch gibt es im botanischen Bereich auch eine ganze Reihe von sprichwörtlichen Redewendungen ohne direkte deutsche Entsprechung: Von jemandem mit schwach ausgeprägtem Ortssinn sagt man, er verirre sich zwischen drei Kiefern – **заблудúться в трёх соснáх.** In vielen Fügungen kommt der Wald als Holz vor (vgl. deutsch: „ins Holz fahren"), so auch in dem russischen Sprichwort **Лес рубя́т – щéпки летя́т** – Wenn man Holz hackt, fliegen Späne, also: Wo gehobelt wird, fallen Späne. Von Chor- oder Orchestermitgliedern, die nicht so harmonisch zusammenwirken, wie sie sollen, heißt es im Russischen: **Кто в лес, кто по дровá** – Der eine geht in den Wald, der andere nach Holz. Wir würden es so ausdrücken: Der eine sagt Hü!, der andere Hott! Um Brennholz oder Kleinholz geht es auch in der Wendung **наломáть дров** – Kleinholz machen, aber im übertragenen Sinne; es bedeutet Dummheiten machen, Fehler begehen.

Doch treten wir nun aus dem Wald ins freie Feld hinaus; das Sprichwort lehrt uns zwar, daß es leichter sei, ein Feld zu überschreiten, als das Leben zu meistern – **Жизнь прожúть – не пóле перейтú,** doch sei's drum. Gemeinsam ist es schon zu schaffen, denn: **Одúн в пóле не вóин** – Einer allein ist im Felde kein Kämpfer. Kümmern wir uns nicht um den, der in die Sträucher entschwunden ist – **уйтú в кустú,** sich, auf deutsch gesagt, seitwärts in die Büsche geschlagen, davongemacht hat. Halten wir es mit denen, die, geschehe, was da wolle – **хоть травá не растú** – und wenn auch kein Gras wächst, die Dornen in Kauf nehmen und sich an den Rosen freuen: **Нет рóзы без шипóв** – Keine Rose ohne Dornen. Freilich läßt sich mancher vom äußeren Schein verleiten, und man muß ihn warnen: **Это ещё цветóчки, а я́годки впереди́!** – Das sind erst die Blüten, die Beeren kommen noch. Von ähnlichem Sinn ist unsere Wendung: Das dicke Ende kommt nach. Mit Beerenobst befaßt sich auch die Redensart **одногó пóля я́года** – Beeren von demselben Feld; sie kennzeichnet Menschen vom gleichen Schlag. Die Sprichwörter: Wie die Saat, so die Ernte – **Что посéешь, то пожнёшь** – oder Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm – **Я́блочко от я́блони недалекó пáдает** – sind in vielen Sprachen verbreitet. Daß der Apfel mit dem „Stamm" verwandt ist, läßt sich im Russischen allein schon an den Wörtern **я́блочко** (Äpfelchen, Koseform zu **я́блоко**) und **я́блоня** (Apfelbaum) ablesen.

Hoffentlich zittern Sie nun nicht wie Espenlaub – **дрожáть как осúновый лист** – bei der Lösung unserer Preisfrage und strapazieren Ihr grammatisches Gedächtnis nicht so, daß Sie mucksmäuschenstill und klitzeklein dabei werden, also **тúше воды́, нúже травы́** – stiller als das Wasser, niedriger als das Gras!

Hella Rymarowicz

заблудúться в трёх соснáх

Это ещё цветóчки, а я́годки впереди́!

Russisch in Redensarten

остáться на бобáх

одногó пóля я́года

PREISFRAGE

Übersetzen Sie:

1. Sie sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.
2. Er ruht sich auf seinen Lorbeeren aus.

Zu gewinnen sind: Einmal 100 M, einmal 75 M und dreimal 50 M. Einsendeschluß: 17. August 1988. Auflösung in Heft 19/88; Ihre Postkarte senden Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056

Zeichnungen: Detlev Schüler

Wir sind dabei

Wie wir es gewünscht und erhofft hatten: Täglich treffen Spenden ein für unsere Solidaritätsaktion am Freitag, dem 26. August 1988, auf dem Berliner Alexanderplatz. Wir freuen uns über viele

- guterhaltene Bücher, fachlich und belletristisch
- schöne Handarbeiten, gehäkelt, geklöppelt, gestrickt oder geschneidert
- Souvenirs, mitgebracht von überallher
- alte Ansichts- und Glückwunschkarten für die Raritätenecke…

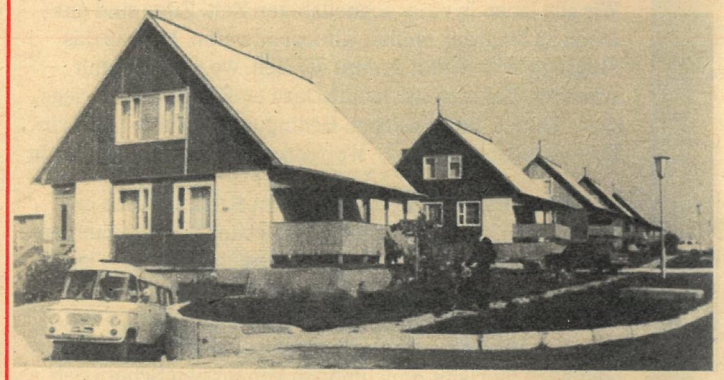
Zum Ersteigern: Das alte Berlin

Eine besondere Kostbarkeit schickte Alwine Brusberg aus Pappenheim: neun historische Stadtansichten aus dem Berlin von 1920. Es sind Drucke zarter Bleistiftzeichnungen, darunter der „Blick von der Brommybrücke" (Abbildung rechts). Vieles davon – ein Hof im Krögel zum Beispiel – ging im zweiten Weltkrieg unwiederbringlich verloren. Anderes – wie die Nicolaikirche – wurde sorgfältig restauriert und gehört wieder zu den Sehenswürdigkeiten unserer Hauptstadt. Die neun Blätter im Format 11,5 × 15,5 Zentimeter sind für Berlinkenner und -liebhaber ein wirklicher Schatz. Wer sie ersteigern möchte – bitte sehr! Wir warten auf Ihre Angebote bis zum 15. August 1988. Der Meistbietende erhält das Stück Berlin-Geschichte.

Liebe Leser!

Im September verlosen wir unter allen, die zum Erfolg unserer Aktion beitragen, 30 Souvenirs aus Freundesland als kleine Anerkennung für große Aktivität. Unsere Adresse für Päckchen und Pakete lautet:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026



Eigenheime in einem belorussischen Dorf

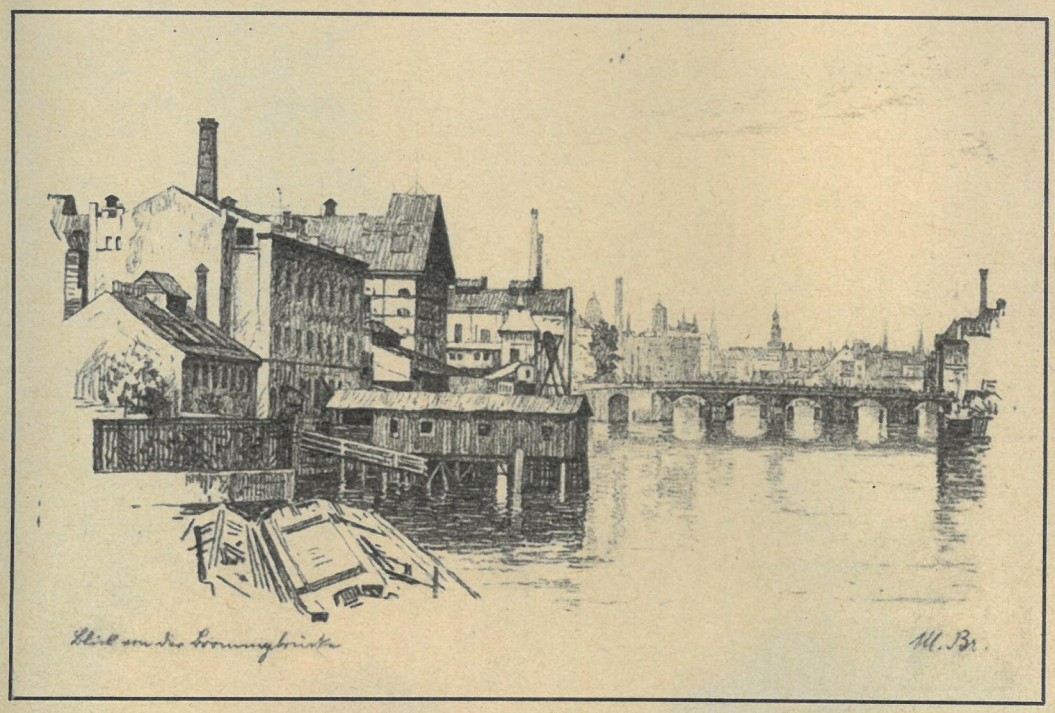
Sie fragen wir antworten

Grünes Licht für Eigenheime

Daß auch in der Sowjetunion der Wohnungsbau forciert werden muß, um mit diesem sozialen Problem voranzukommen, las ich wiederholt. Wie sieht es eigentlich beim Eigenheimbau aus?

Peter Voigt, Dresden

Bis zum Jahr 2000 soll jede sowjetische Familie mit einer Wohnung oder einem Eigenheim versorgt sein. Bis vor kurzem richtete sich das Hauptaugenmerk auf die Errichtung staatlicher Wohnhäuser, der Bau von Eigenheimen belief sich auf 13 bis 15 Prozent der gesamten Wohnungsbauvorhaben. Jetzt soll durch verschiedene Maßnahmen auch der individuelle Wohnungsbau, die Eigeninitiative stimuliert werden. Dazu gehört die Vergabe günstiger staatlicher Kredite bis zu 20 000 Rubel. (Die Kosten für ein Eigenheim betragen mindestens 20 000 bis 25 000 Rubel.) Die Landbevölkerung erhält diesen Kredit bis zu 50 Jahren bei 2 % Zinsen jährlich, Städter bis zu 25 Jahren bei maximal 3 % Zinsen. Darüber hinaus wurde ein System von Krediten für die Rekonstruktion und Modernisierung von Eigenheimen eingeführt. Betriebe und Organisationen erhielten zudem das Recht, ihren Mitarbeitern solche Kredite aus eigenerwirtschafteten Mitteln teilweise zu erlassen. *Alexej Dumow (APN)*



Auch Geldspenden nehmen wir gern entgegen auf das

Postscheckkonto Berlin 7199-68-17717 Code: 4193-122.

Und nicht vergessen – bitte versehen Sie jede Sendung mit dem Vermerk:

FREIE WELT Solidarität 1988

Unser Dank...

...für die Unterstützung unserer Solidaritätsaktion gilt heute folgenden Lesern: A. Rassek, Zwickau; Rita Makowka, Seelow; Familie Luft, Berlin; der DFD-Ortsgruppe in Blankenfelde; Herrn Leonhardt, Dahlwitz-Hoppegarten; Elfriede Otto, Schwedt; Ludmilla Winkler, Tultewitz; Edith Döring, Berlin; M. Warncke, Berlin; Cilly Groß, Berlin; R. Collis, Berlin; Andreas Weiß, Neukieritzsch; Dietmar Wegner, Rötha; Horst und Elfriede Hirsch, Gormsdorf; Monika Lorenz, Höckendorf; Lieselotte Semiskar, Gera-Lusan; Ursula Leuschke, Dresden; Alwine Brusberg, Pappenheim; Hildegard Gehrke, Neustrelitz; K. Schnegula, Rostock; Ingeborg Eiring, Berlin; S. Schwartze, Frankfurt (Oder); Werner Bukkow, Berlin; Karl Pahl, Belzig.

Preisfrage

Heft 16/88

Welcher Romancier erhielt im Jahre 1929 den Nobelpreis?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 19/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 17. August 1988. Auflösung von Heft 13/88: In Chorgos an der sowjetisch-chinesischen Grenze. Wir gratulieren Ellen Fietz, Berlin.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Foto: APN

Так было правильно

Die Auflösung aus Heft 11/88 „Hals über Kopf" – Russisch in Redensarten – lautet:

1. Рука́ ру́ку мо́ет.
2. смотре́ть сквозь па́льцы
3. на лбу написа́но

Es gewannen: 100 M – Annelies Kurtz, Rostock; 75 M – Jürgen Putze, Seltendorf; je 50 M – Patrizia Scherzer, Glauchau; Dirk Kreinberger, Magdeburg; L. Schöne, Neukirchen. Herzlichen Glückwunsch!

Deine Füße sind ja doch sauber! – Den Schnappschuß erhielten wir von Detlef Hanßen, Berlin, aus dem sommerlichen Moskau.

Zur Montage nach Beresniki

Zum Beitrag „Von Einstein bis Kästner" (FW 12/88): Auch aus Arbeiterkreisen fuhren bald Delegationen ins „neue Rußland". 1928 und 1929 kam es zur Gründung von Ortsgruppen des „Bundes der Freunde der Sowjetunion". So taten wir es auch in Sangerhausen. Die „Internationale Arbeiterhilfe" des Bezirks Halle entsandte ebenfalls eine Delegation unter Leitung ihres Sekretärs Hilde Zöllner, jetzt Hilde Resch. Ihren Namen lese ich gelegentlich in der FREIEN WELT. Dem ersten Land des Sozialismus mangelte es an Facharbeitern und Werkzeugen. Ende der 20er Jahre hatte die UdSSR einen Auftrag über die Lieferung von Zuckerfabriken an die Maschinenfabrik Sangerhausen vergeben. Dadurch blieb vielen Kollegen der Arbeitsplatz erhalten. Mehrere Genossen gingen freiwillig zur Montage nach Beresniki, wo noch Schafe auf dem für eine Fabrik bestimmten Land weideten. Heute ist es längst eine Großstadt.

Otto Fleischer, Sangerhausen

Aber nicht lauwarm!

Ihren Bericht über den schon von Pallas gepriesenen Kumys (FW 13/88) las ich sorgfältig, weil wir einmal die Möglichkeit wahrnahmen, uns an diesem edlen Getränk zu ergötzen. Allerdings muß Kumys kühl sein, lauwarm schmeckt er nicht. Im Speisesaal des Hotels in Ulan-Bator stand eine große Schale zur Selbstbedienung – eine feine Sache. Die Zaghaften konnten auf diese Weise mit Kleinstportionen anfangen. Im Ferienlager der mongolischen Pioniere gehörte Kumystrinken zum Tagesplan. Wir machten als Reisegruppe gleich mit.

Hans Auge, Schneeberg

An der Seidenstraße

„Die offene Tür ins ‚Reich der Mitte'" – sehr interessant!

Ursula Sievers, Weißenfels

Dieser wertvolle Beitrag in Heft 13/88, dazu die Bilder mit Atmosphäre, ist gut geeignet, in der WPO-Mitgliederversammlung als Gegenstand eines Gesprächs über die Fortschritte der Beziehungen zwischen der UdSSR und China zu dienen. Vor Jahren wurde darüber noch mit großer Besorgnis gesprochen.

Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg

Für Koch-Fans

Könnte FREIE WELT vielen Sportfreunden einen Wunsch erfüllen und die Autogramm-Adresse von Marita Koch veröffentlichen? Der Beitrag, in dem auch sie eine Rolle spielte, fand inzwischen einen Ehrenplatz in meinem Sportleralbum („Hitparade eines Jahrhunderts", FW 10/88).

Hans Höhn, Sangerhausen

Bitteschön: Marita Meier-Koch, Kopernikusstraße 17a, Rostock, 2500.

Wald- und Wiesenapotheke

Ihre Serie „Wildkräuter – Wildfrüchte" brachte mich auf eine Idee. Wären diese gezeichneten Motive nicht auch geeignete Vorlagen für Briefmarken?

Klaus Wegner, Jena

In der DDR erschienen bereits zwei Emissionen mit insgesamt elf Motiven zum Thema Heil- und Arzneipflanzen. Im April 1960 „Einheimische Heilpflanzen" mit den Abbildungen Roter Fingerhut, Echte Kamille, Pfefferminze, Schlafmohn, Hagebutte. Im Januar 1978 „Arzneipflanzen" mit Hagebutte (Abb. oben), Birkenblättern, Kamillenblüten, Huflattichblättern, Lindenblüten und

Holunderblüten (Abb. unten). Die Darstellung von Fenchel und Schachtelhalm im Schmuckzudruck des Ersttagsumschlages beider Ausgaben sowie ein thematischer Bezug im Stempelbild wird für ein Sammelthema gleichfalls zu beachten sein! Es gibt immer wieder Empfehlungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO), weltweite Aktionen auch durch das Briefmarkenbild publik zu machen. Eine gesunde Lebensweise wird insbesondere in den 70er und 80er Jahren durch Markenemissionen zahlreicher Länder propagiert.

Henri Hamann

Ein Beitrag von
Sonnhild Kutschmar (Text)
und Ulrich Burchert (Fotos)

Blutsbrüder

Neue Lebenschance für Leukämiekranke

Noch vor dreißig Jahren kam die Diagnose Blutkrebs einem Todesurteil gleich. Heute ist Leukämie in vielen Fällen durch einen ungewöhnlichen Eingriff heilbar geworden. Dabei spendet der leibliche Bruder – wie unser Foto versinnbildlicht (es kann natürlich auch die Schwester sein) – sein blutbildendes Knochenmark dem Erkrankten, dem bei der Therapie vorübergehend die Haare ausfallen. Weltweit läßt die inzwischen steigende Zahl der Geheilten hoffen. Die DDR ist eines der ersten sozialistischen Länder, das zwei moderne Knochenmark-Transplantationszentren aufbaute und Leukämie behandelt. Mit einem der Bahnbrecher dieser Krebstherapie, Professor Werner Helbig, sprach FREIE WELT.

Professor Werner Helbig von der Leipziger Universitätsklinik für Innere Medizin im Kreise einiger seiner geheilten Patienten.

„Am meisten beunruhigte mich damals, ich war gerade 14 Jahre alt, daß ich meine schönen langen Haare verlieren sollte", erinnert sich Katrein Spalholz. „Die Diagnose Leukämie sagte mir herzlich wenig. Und erst als man mir beibrachte, daß ich ohne Knochenmarktransplantation wahrscheinlich sterben würde, war mir der Ernst meiner Situation bewußt. Die folgende langwierige und zum Teil unangenehme Behandlung nahm ich gern auf mich. Heut fühle ich mich wohl, arbeite im erlernten Beruf, bin unternehmungslustig wie andere junge Mädchen und fahre nur noch jedes halbe Jahr zur Nachuntersuchung nach Leipzig."

Im Patientenaufenthaltsraum der Hämatologischen Abteilung in der Leipziger Universitätsklinik für Innere Medizin treffen wir eine Reihe jener ehemals Leukämiekranken, denen die Transplantation eine zweite Lebenschance bot: Katrein, die neunzehnjährige Wirtschaftskaufmännin, die einunddreißigjährige Silvia Bernacisko aus Cottbus, den Leipziger Projektanten Herbert Jannasch, Sabine Gräfe aus Altenburg, den Berliner Nachrichtentechniker Ralf Peter Linke. Als Genesene verließen sie vor mehr oder weniger langer Zeit die von Professor Werner Helbig geleitete Station. Ganz allerdings wird die „zweite Nabelschnur" zwischen Ärzten und ehemaligen Patienten nie mehr gekappt: Alle Transplantierten bleiben lebenslang in der Obhut der Leipziger Klinik.

Die weiße Gefahr

Als wir dem Internisten mit dem Bürstenschnitt im Arbeitszimmer gegenübersitzen, dämpft er zunächst unsere etwas ungeduldigen Fragen nach der Transplantation. Der langjährige Hochschullehrer ist an systematisches Vorgehen gewöhnt. Er erläutert zunächst, wie es überhaupt zu einer Leukämie kommt, „denn vor dem Bekämpfen einer Krankheit steht das Wissen um ihre Entstehung". Das Lebenselixier Blut setzt sich aus mehreren Bestandteilen zusammen: so den roten Blutkörperchen für den Sauerstofftransport, den Blutplättchen und den weißen Blutkörperchen oder Leukozyten. Sie haben die Funktion der Gesundheitspolizei im Organismus. „Alle diese Bestandteile", sagt Professor Helbig, „werden im schwammartigen Knochenmark aus Blutstammzellen gebildet. Im Normalfall halten sich Absterbe- und Neubildungsrate der Leukozyten die Waage. Es kommt aber auch vor, daß eine solche Stammzelle durch Viren, Strahlen oder Chemikalien entartet." Blutkrebs entsteht. Die bösartig gewordenen weißen Zellen vermehren sich dann rasch und drängen quasi die noch verbleibenden normalen Leukozyten an die Wand. Es entsteht eine Tumormasse.

„Weltweit erkranken jährlich etwa drei Menschen von 100 000 neu an akuter Leukämie. Vor dreißig Jahren, als ich hier an der Leipziger Universitätsklinik als junger Assistenzarzt anfing, waren wir noch so gut wie machtlos gegenüber dem heimtückischen Blutkrebs. Die Kranken starben in vier bis spätestens zwanzig Wochen." Erst in den fünfziger Jahren begannen Ärzte mit ersten Versuchen, diese Krankheit zu bekämpfen. Als Behandlungsmethode wählte man dabei bis vor einigen Jahren nur Chemotherapeutika, das sind krebshemmende Medikamente. Ansatz war dabei die Beobachtung, daß die weißen Tumorzellen weniger widerstandsfähig sind als normale Leukozyten. Der Gedanke lag nahe: Beseitigt man beides, sterben die Krebszellen auf jeden Fall. Man muß also das Knochenmark, die Brutstätte für Blutzellen, vernichten. Rettung durch Tod demnach?

„Diese Leukämiebekämpfung scheint nur auf den ersten Blick paradox", widerspricht der Internist. „Denn an das Abtöten des Knochenmarks durch hohe Dosen krebshemmender Medikamente und heute zusätzlich durch harte Ganzkörperbestrahlung, die wir dem Kranken verabreichen, schließt sich ja die Prozedur der Knochenmarktransplantation an. Sie kann dem Patienten zu neuem Leben verhelfen. Macht ihn allerdings lebenslang steril."

Von Nieren- oder Herztransplantationen hat man ja schon eine Menge gelesen. Aber eine Verpflanzung des Knochenmarks können wir uns nur schwer vorstellen. Wozu lange reden, meint der Professor und nimmt uns mit in den Operationssaal. Durch die Scheibe nur sehen wir eine Gestalt in Vollnarkose. Sie ist bis auf das Becken mit Tüchern verdeckt. Professor Helbig erklärt uns, daß das ein gesunder Mensch ist, der sich bereit erklärte, sein Knochenmark seinem Geschwister zur Verfügung zu stellen. Unter sterilen Bedingungen punktieren zwei Ärzte vielmals mit Spritzen den Beckenkamm des Spenders und entziehen ihm ein Blut-Knochenmarkgemisch. Dieses gesunde „Blutbildungsmittel" wird dann dem vorbereiteten Kranken in die Vene gespritzt. Von da ab sucht es sich im Empfänger seinen Platz, wie die Brieftaube ihren heimischen Schlag.

Das Glück der kleinen Zahl?

Zurückgekehrt ins Arbeitszimmer, macht uns Professor Helbig auf die großen Probleme dieses so unkompliziert aussehenden Eingriffs aufmerksam, die eigentlich vor und nach der Verpflanzung liegen. Sie beginnen mit der Suche nach einem Spender. „Denn Leukozyten sind – ähnlich den Blutgruppen – in verschiedene Typen eingeteilt, die aber leider wesentlich komplizierter, weil unendlich zahlreicher sind. Alle in den unterschiedlichen Typen enthaltenen Komponenten ergeben die sogenannte Gewebeverträglichkeit", sagt Professor Helbig und fährt fort: „Nun könnte man meinen, daß sich diese bei Eltern und Kindern recht nahe kommt. Das ist ein Trugschluß."

Der Professor zeichnet ein ganzes Blatt voll, um zu zeigen, warum das so ist. Fazit: Die einzigen in Frage kommenden gewebeverträglichen Personen sind Schwestern oder Brüder. Blutsbrüder – fährt es mir durch den Kopf. Aber selbst das ist nur zu 25 Prozent sicher, und der Arzt erzählt von einem Patienten, der unter sieben Geschwistern keinen gewebeverträglichen hatte. Er nennt das „das Pech der großen Zahl". Bei anderen dagegen konnte der einzige Bruder helfen. Er hatte „das Glück der kleinen Zahl".

Doch auch über die Leukämiekranken, die keinen verträglichen Spender haben, ist der Stab nicht gebrochen. Die Mediziner entwickelten inzwischen eine ausgeklügelte Methode, bei der zunächst das eigene Knochenmark nach der Entnahme aus dem Organismus durch Medikamente und Strahlen von Tumorzellen befreit wird. Einige Zeit später verabreicht man es wieder dem Patienten. Die Gewebeverträglichkeit ist somit kein Problem. Doch trotz aller modernen Methoden gibt es hierbei noch keine hundertprozentige Sicherheit, daß auch alle Leukämiezellen abgetötet wurden. Es bleibt ein Restrisiko, das eventuelle Wiederaufflackern der Krankheit.

Inzwischen geht die Forschung weiter, und man beginnt sogenannte Gewebeverträglichkeitsbanken aufzubauen, wo das Knochenmark typisierter Spender verzeichnet und auf Abruf zur Verfügung steht. Doch das kostet Milliarden, denn man braucht eine Million typisierter Spender, um all die Komponenten der verschiedenen Leukozytentypen zu erfassen. Hier ist internationale Zusammenarbeit unerläßlich.

Umkehrisolierung

Fast jeder von uns hat wegen einer ansteckenden Krankheit schon einmal beim Arzt im Isolierzimmer gewartet oder war sogar unter Quarantäne gestellt. Die Umwelt mußte vor ihm, dem Träger von Krankheitskeimen, geschützt werden. Beim Leukämiekranken ist es umgekehrt. Während er auf die Transplantation vorbereitet wird und auch in den ersten Wochen danach, bis sein neues Knochenmark wieder funktioniert, muß man den Patienten vor der Umwelt schützen. Professor Helbig: „Jeder Keim, jedes Virus, jeder Pilz könnte verheerende Folgen für ihn haben. Denn die Immunabwehr des Kranken ist zusammen mit dem verkrebsten Knochenmark zerstört worden."

Aufwendige Pflegemaßnahmen sind notwendig, regelrechte Sicherheitsvorkehrungen, an die sich die genesenen Patienten, mit denen wir sprachen, nur ungern erinnerten.

Erneuter Lokaltermin. Diesmal besuchen wir die KTE, die Knochenmarktransplantationseinheit, eine sechs Einbett-Zimmer umfassende besondere Etage der Klinik. Halt wird gemacht vor einem roten Strich. Über die Straßenschuhe müssen Plastefüßlinge gezogen werden. Danach normales Händewaschen und ein zweites Mal Händewaschen mit Bürste und Seife bis zu den Ellbogen. Hände desinfizieren und trocknen lassen. Sterilen Kittel mit Haube und Mundschutz anlegen. Derartig vermummt, wie übrigens auch das Pflegepersonal, wenn es die Patientenzimmer betritt, dürfen wir durch eine große Scheibe in ein fast keimfreies Patientenzimmer sehen. Der Leukämiekranke, der hier allein liegt, Radio hört, fernsieht, muß sich täglich fünfmal alle Körperhöhlen desinfizieren, bekommt keimfreies Essen, keimfreie Getränke. Das Haar als größte Keimquelle ist ohnehin durch die Bestrahlung ausgegangen. Es wächst aber wieder nach.

„Diese Vorsicht ist keineswegs ein Spleen von uns", sagt Professor Helbig, „durch die trotz allem noch

Blutsbrüder

vorhandenen Krankheitserreger zum Beispiel in der Mundhöhle hat jeder Kranke in der Phase der Genesung hier mehr oder weniger unter Infektionen zu leiden, die wir aber mit Antibiotika und anderen Mitteln weitgehend eindämmen."

Mehr Sorgen macht allen Knochenmark-Transplantationszentren weltweit die „Graft-versus-Host-Krankheit", eine Transplantat-Anti-Empfänger-Reaktion, die nach 10 bis 14 Tagen auftreten kann und unter Umständen alle Mühe zunichte macht. Professor Helbig beschreibt sie so: „Plötzlich merken die übertragenen Zellen, daß man sie an einen anderen Ort als ihren angestammten gebracht hat, daß das sie umgebende Gewebe nicht ihr eigenes ist. Sie wehren sich massiv. Natürlich versuchen wir, das schon prophylaktisch zu verhindern. Gelingt das nicht vollständig, greifen wir sofort ein und sind bestrebt, die Symptome mit Medikamenten einzudämmen. Aber nicht immer sind wir die Sieger."

Wie alles im Leben zwei Seiten hat, so auch diese Zweiterkrankung. Tritt diese auf und man kann sie eindämmen, vernichtet sie auf jeden Fall eventuell noch im Organismus irgendwo vorhandene Leukämiezellen, die auch mit den modernen Methoden nicht immer hundertprozentig abgetötet werden können. Die Ärzte versuchen verständlicherweise, diesen positiven Effekt der Zweiterkrankung für ihre Behandlung zu nutzen. Das ist gegenwärtig ein Forschungsgegenstand, an dem weltweit gearbeitet wird.

Die strenge Isolation verläßt der Patient nach etwa drei bis vier Wochen. Dann hat sein neues Knochenmark wieder mit der Blutzellenproduktion begonnen. Die Begleitkrankheiten sind so weit zurückgedrängt, daß er sechs Wochen bis zwei Monate später nach Hause gehen kann. Sein Immunsystem braucht allerdings noch ein ganzes Jahr, bis es wieder vollständig hergestellt ist. In dieser Zeit muß sich der Genesende vor jeder Infektion hüten.

Der Frosch auf der Butter

Die erste Knochenmarktransplantation wurde 1969 in den USA durchgeführt. Ärzte der Budapester Universitätsklinik waren die ersten in einem sozialistischen Land, die einen solchen Eingriff vornahmen, entwickelten dann aber dieses medizinische Gebiet nicht weiter. „In Leipzig begannen wir im März 1980 mit derartigen Leukämiebehandlungen", erzählt Professor Helbig und erinnert sich gleichzeitig daran, wie viele Vorbehalte bei Kollegen, wieviel Unverständnis er ausräumen, wie viele organisatorische Probleme er bewältigen mußte. Beispielsweise sind dafür große keimfreie Krankenzimmer notwendig, wird erheblich mehr Pflegepersonal gebraucht. Der damals noch nicht ganz so bekannte Arzt Dr. Helbig und seine Mitarbeiter hatten ganz schön zu strampeln, bis sie wie der bekannte Frosch im Milchkrug auf dem Butterberg saßen. „Unsere Hartnäckigkeit und schließlich nicht von der Hand zu weisende Heilerfolge gaben uns recht." Heute profitieren vom Durchsetzungsvermögen des energischen Internisten aus Leipzig viele Leukämiekranke. Die Knochenmarktransplantation heilt 50 Prozent der Kranken. „Allerdings können wir sie nur bei Patienten bis maximal 50 Lebensjahren ausführen. Danach würde der Körper sie nicht mehr verkraften", sagt er. Bei Kindern ist übrigens die Erfolgsrate noch höher.

Der Tag des Professors ist ausgefüllt mit Lehre (Vorlesung zur Hämatologie im 4. Studienjahr der Medizinstudenten), Forschung und Patientenbetreuung. „Vor jedem Eingriff bestellen wir die Leukämiekranken und ihre Angehörigen zu uns. Wir erklären ihnen hundertprozentig ehrlich alle Vorteile und die Nachteile, wie zeitweisen Haarausfall, lebenslange Sterilität bei Aufrechterhalten der Sexualität und eventuelle Folgekrankheiten", sagt der in Fachkreisen inzwischen bekannte Mediziner. Auf dem ersten internationalen Symposium, das 1987 in Leipzig zum Thema Knochenmarktransplantation in einem sozialistischen Land stattfand, machte der rührige Arzt seine Fachkollegen mit Spezialisten aus der BRD, Frankreich und den USA bekannt, wo diese Transplantationen einen schon guten Stand erreicht haben. Professor Werner Helbig wurde zum Vertreter osteuropäischer Länder in das Beratungsgremium der Internationalen Registratur für Knochenmarktransplantationen, das in den USA besteht, gewählt und hat so Zugang zu den Transplantationsunterlagen der ganzen Welt. Gemeinsam mit seinen Mitstreitern in Jena, wo Professor Felix Zintl das Zentrum für leukämiekranke Kinder leitet, und Fachkollegen in Zagreb, die ähnliche Erfolge wie die Ärzte in Leipzig haben, hofft er, daß diese lebensrettende Maßnahme in unseren Ländern in breiterem Umfang angewendet wird.

„Demnächst", so erfahren wir aus seinem Mund, „soll in der DDR noch ein drittes Zentrum entstehen. Wir decken bisher den Bedarf, rechnen aber mit erweiterten Anwendungsmöglichkeiten für derartige Eingriffe."

Können Knochenmarktransplantationen auch bei Umwelthavarien, wie in Tschernobyl, helfen, wollen wir wissen? „Im Prinzip kann man alle strahlenkranken Patienten damit behandeln", antwortet der Professor, „doch in Tschernobyl litten die meisten Strahlengeschädigten zugleich an bösen Verbrennungen und an anderen Verletzungen, oder es fehlten Spender. Daher hat die Arbeit des amerikanischen Spezialisten Professor Robert Gale relativ wenig Erfolg gehabt. Bei reinen Strahlenschäden bestehen aber durch Knochenmarktransplantation gute Chancen."

Die nunmehr Genesenen nutzen jedes Zusammentreffen für neue Verabredungen, denn seit einigen Jahren besteht unter den ehemaligen Patienten eine Selbsthilfegruppe, die eine Studentin, heute Ärztin an der Klinik, ins Leben rief. Man trifft sich, bespricht Probleme, feiert gemeinsam. Begeistert berichten Katrein und Sabine von einem Besuch im Altberliner Ballhaus, den eine Berliner Patientin kürzlich organisierte. Das normale Leben hat sie wieder, und sie nutzen ihre zweite Chance.

Die auf den Seiten 46/47 abgebildeten Personen haben sich als Modelle für diese Aufnahme zur Verfügung gestellt.

Das Knochenmark-Transplantationszentrum Leipzig verfügt über sechs solcher großen Krankenzimmer. Hier ist Sterilität oberstes Gebot: Keime könnten verheerende Folgen für das Leben des Kranken haben (Foto rechts).

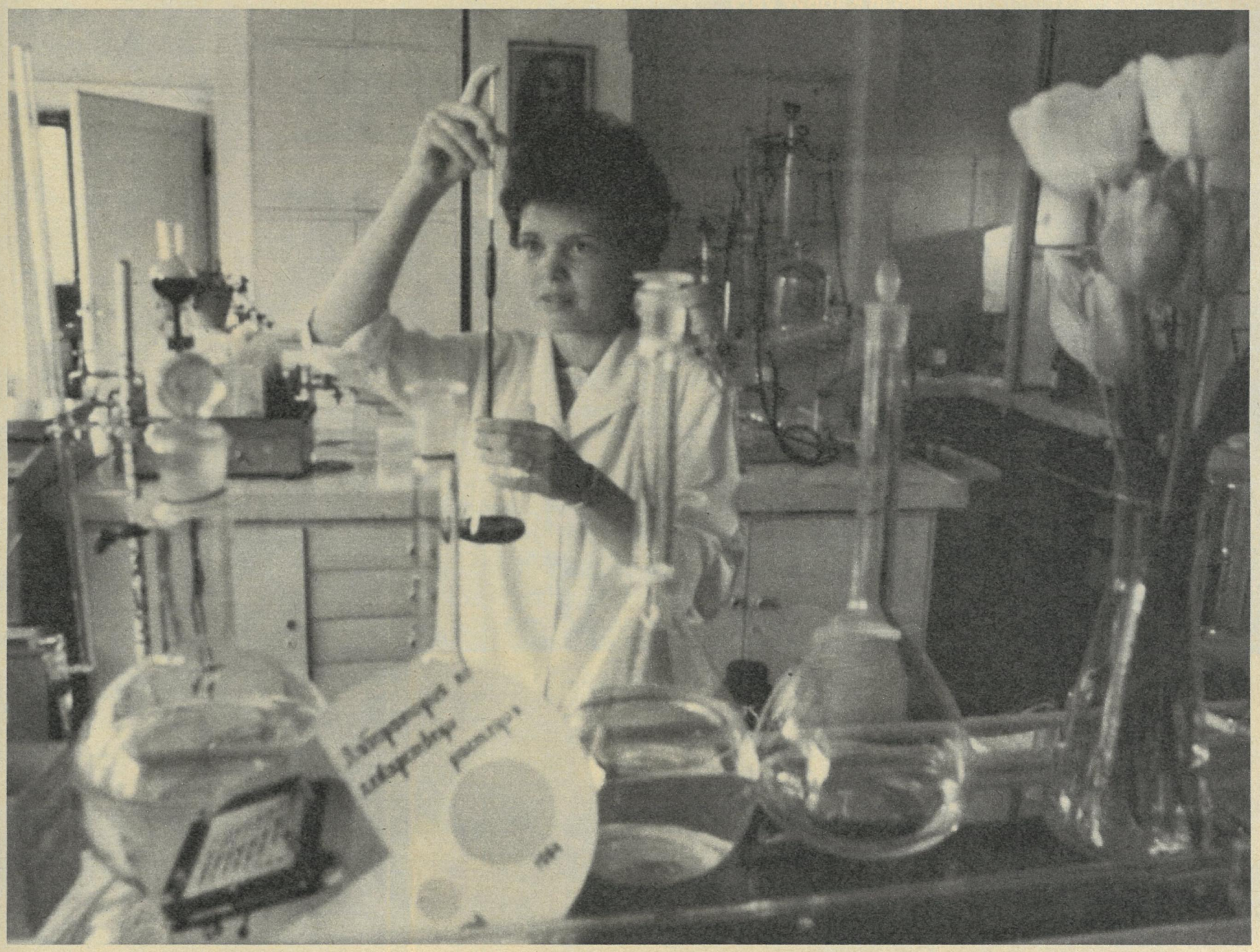
Zunächst sah alles gar nicht so rosig aus in diesem Jahr. Die kühlen Tage und Nächte, der Regen, der Regen... Fazit: Die Blüte setzte zu spät ein, dann allerdings mit Macht, und was da blühte, war gut und reichlich wie selten, mußte dann aber auch in nur wenigen Tagen geerntet werden. Alles, was Beine hatte, wurde aufgeboten, um die Pflückerscharen zu verstärken, Schüler, Hausfrauen, Rentner, Betriebsarbeiter, Soldaten.

Natürlich waren die angereisten Fotografen bemüht, die Sache ins rosigste Licht zu setzen. Das bietet sich ja an: Ein malerisches Tal, auf der einen Seite vom Balkan-, auf der anderen Seite vom Sredna-Gora-Gebirge eingeschlossen, und mittendrin Felder, von denen es kilometerweit leuchtet und duftet. In Wirklichkeit sind die Akteure nicht eben auf Rosen gebettet. Früh um drei müssen sie aus den Federn, denn schon um vier Uhr, noch vor Sonnenaufgang, beginnt die Ernte, dann nämlich ist der Ölgehalt der Rose am höchsten. Schon um 9 Uhr, wenn die Arbeit eingestellt wird, ist mit Verlusten bis zu 30 Prozent zu rechnen. Eine Blüte, die nicht am Tage ihres Aufgehens geerntet wird, hat praktisch keinen

Bulgarisches Rosenöl, unersetzlich für die Herstellung erstklassiger Parfüme in vielen Ländern der Welt (Foto rechts). Heike Topalowa, eine DDR-Bürgerin, die im Tal der Rosen Wurzeln geschlagen hat, bei ihrer Arbeit im Labor (Mitte rechts). Biologieunterricht auf dem Gelände des Rosen-Forschungsinstituts (rechts oben).

Jagd nach der Rose

Ein Besuch im Tal von Kasanlak, nicht nur durch die rosa Brille gesehen



Wert mehr. Tempo, Tempo heißt es ebenso beim Transport in die Fabrik, wo die Blumen gekocht werden, jede halbe Stunde Verzögerung bedeutet auch hier weniger Ertrag.

Drei Tonnen oder 1 200 000 Rosenblüten sind nötig, um ein einziges Kilo Rosenöl zu gewinnen, das dann aber auch mindestens so viel kostet wie Gold und auf dem Weltmarkt hoch geschätzt wird. Alle Versuche der Chemiker, einen synthetischen Duftstoff von gleicher Güte zu erfinden, sind bis jetzt gescheitert. Keine Parfümfirma von internationalem Rang, die ohne Rosenöl auskäme, und von dieser kostbaren Essenz nun wieder – es gibt größere Anbauflächen auch in Frankreich und in der Sowjetunion – ist die bulgarische Variante die anerkannt beste, was die Exportrate allein in den letzten vier Jahren auf das Sechsfache steigen ließ.

Daß diese erfreuliche Tendenz anhält, dafür sorgen nicht zuletzt die 300 Mitarbeiter des „Forschungsinstituts für Rosen, ätherische Öle und Heilpflanzen“ in Kasanlak. Die neu gezüchteten Sorten „Iskra“ und „Sweshen“, so erfuhren wir von der Biologin Dr. Donka Kossewa, sind doppelt so produktiv wie die traditionellen Rosensorten und verfügen über eine größere Kältebeständigkeit besonders gegen den Rauhreif im Frühjahr. Seit drei Jahren beschäftigen sich die Wissenschaftler verstärkt mit der Züchtung und dem Anbau von medizinisch wertvollen Pflanzen, von denen die wichtigsten Kamille, gelber Mohn, Pfefferminze und Lavendel sind, nicht zu vergessen die Rose selbst, die auch zu den Heilpflanzen zählt. Der Name „Pharmachim“, zu finden auf Kosmetika wie auf Medikamentenpackungen, hat guten Klang auch in der DDR. So kommt Schönheit und Gesundheit zugleich aus dem Tal der Rosen zu uns.

Übrigens, in einem der Labors wurden wir in perfektem Thüringisch begrüßt, von Heike Topalowa, geborene Güttler aus Gera. Ihre bulgarischen Schwiegereltern findet die junge Ehefrau „bombastisch“, die Kollegen „ungeheuer freundlich und hilfsbereit“. Wenn das kein rosaroter Schluß ist…!

Fritz Jahn (Text)
Detlef Christel, Detlev Steinberg (Fotos)

Unterbrochene Flitterwochen...

FW-Reporter Ursula Weil (Text) und Lothar Willmann (Fotos) berichten von den Filmfestspielen in Karlovy Vary

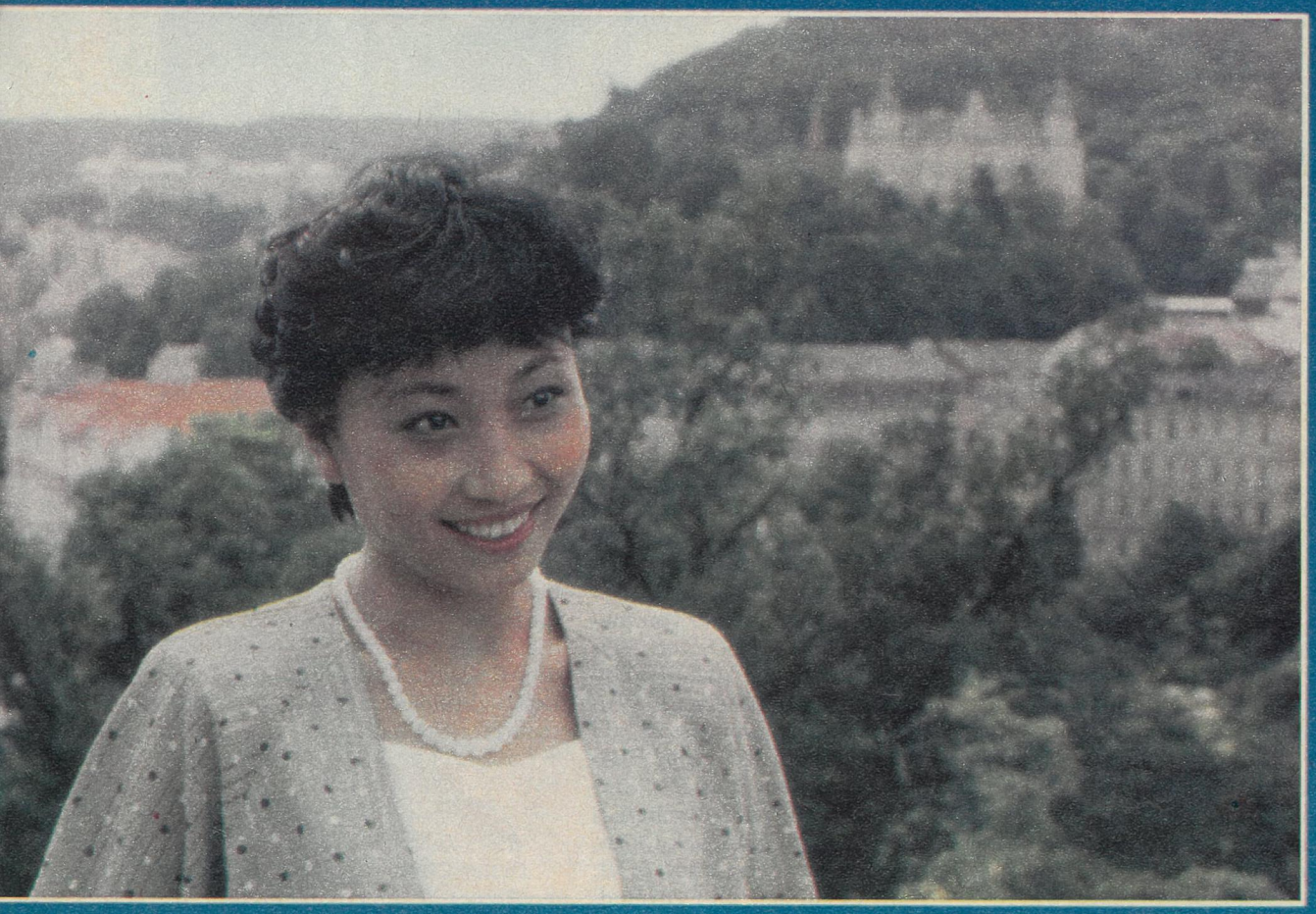
Das liebliche Kurbad war wieder Kinostadt, zum 26. Mal Gastgeber für das Internationale Filmfestival. Und im schicken Hotel Thermal litten Journalisten die Qual der Wahl. Rund 16 Filme liefen täglich über die Leinwände, zur Information oder im Wettbewerb um die sehr schön anzuschauenden Preise. Gelassen, lächelnd aber schweigsam – und allmorgendlich neben uns am Frühstückstisch – der Dichter Tschingis Aitmatow, Vorsitzender der Spielfilmjury. Locker, gutgelaunt und über Variationen des Lächelns meditierend, Italiens Starregisseur Bernardo Bertolucci. Außer Konkurrenz zeigte er seinen jüngsten, mit zahlreichen „Oscars" dekorierten 52-Millionen-Dollar-Film über Herrn Pu, den letzten Kaiser Chinas. „Der letzte Kaiser" erlebte hier die Erstaufführung im sozialistischen Ausland, am Jahresende wird er in unsere Kinos kommen. Am Kommen verhindert durch Dreharbeiten manch andere geladene berühmte Leute. Miloš Forman und Jean Sorel, Shirley MacLaine, Jack Lemmon und Senta Berger sandten Briefe und wünschten dem Festival wie seiner völkerverbindenden Idee Erfolg.

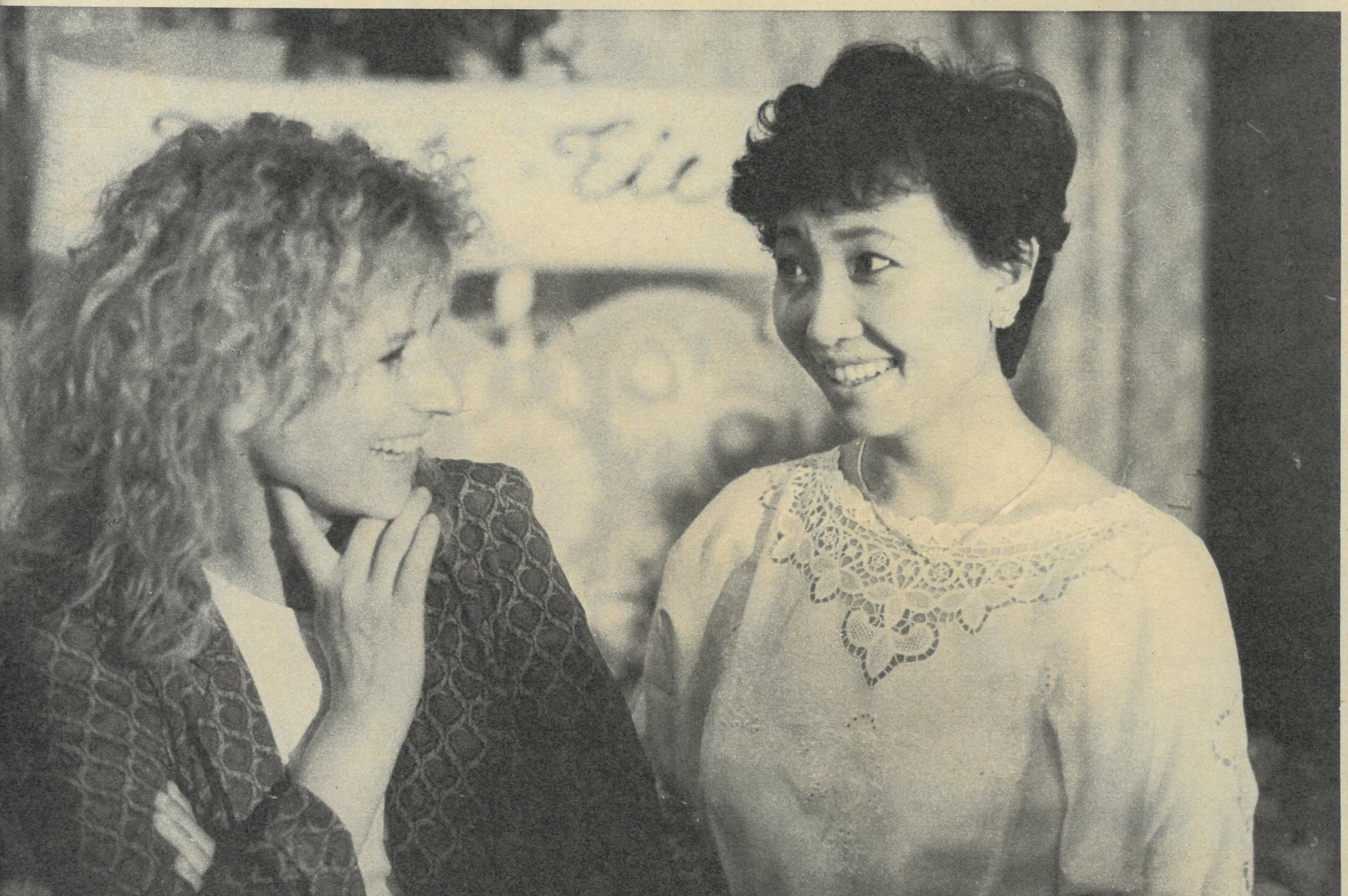
Gleich zu Beginn ein Akkord großartiger Schauspielerleistungen. Im DDR-Wettbewerbsbeitrag „Die Schauspielerin" mit Corinna Harfouch, in „Hibiscus Stadt" aus der Volksrepublik China durch die junge Xu Songzi, die ihre erste Filmrolle spielt.

Hibiscus Stadt, nach gleichnamiger Novelle – in der DDR bei Volk und Welt erschienen – erzählt eine Geschichte aus der Periode vor und während der „Kulturrevolution" ... Eine kleine idyllische Provinzstadt. In kalten und klaren Herbsttagen ist sie vom Duft der Lotosblumen und Hibiscusblüten erfüllt, hier leben die junge

Die Chinesin Xu Songzi brachte den Grand Prix-Film nach Karlovy Vary (unten).

Herzlich umarmt Tamara Makarowa Corinna Harfouch, DDR, für ihre schauspielerische Leistung, mit der sie den Darstellerpreis errang (rechts).





Frau Hu und ihr Mann, beliebt und in guter Nachbarschaft. Sie sind fleißig, arbeiten hart, betreiben ein kleines Eßlokal. Sie bringen es zu Ersparnissen und können sich ein neues Haus bauen. Ihr Leben scheint ohne Komplikationen zu verlaufen. Doch dann erreicht „Hibiscus Stadt" jene „Bewegung der Säuberungen", die im Jahr 1964 der „Kulturrevolution" vorausging. Die Eheleute werden als neue Reiche und Reaktionäre denunziert. Sie verlieren Haus und Geld, Hus Mann wird in den Selbstmord getrieben, sie selbst später auf dem Höhepunkt dieser den Sozialismus deformierenden Erscheinung schließlich zum Straßenkehrer deklassiert. Da trifft sie Quin Shutian, den Verfasser eines Musikdramas, das plötzlich für antisozialistisch erklärt wird. Hu und Quin erleiden tiefste Erniedrigungen und die Qualen gewaltsamer Trennung, aber sie lieben einander und verlieren auch während dieser schweren Zeit nie ihren Glauben an das Gute, an die Wahrheit und Gerechtigkeit. Weil sie sich ihre Menschenwürde bewahren, haben sie am Ende – rehabilitiert – Kraft für ein neues, besseres Leben. Xu Songzi, wir sitzen später mit ihr auf der Terrasse des Thermal, ist schön, nichts erinnert an die harte Frau im Film, da spielt sie die Parteisekretärin Li, die verblendet, dogmatisch, zum willfährigen Werkzeug verbogen wurde, eine Frau, die aber auch von innerer Hilflosigkeit zerrissen ist, einsam, leer, doch nicht ohne Sehnsucht nach menschlichem Glück.

Xu Songzi stammt aus Tieling, einer Provinzhauptstadt im Nordosten Chinas, wo ihre Familie damals viel Schweres durchmachen mußte, erzählt sie. „Ich bin in der dunklen Zeit unserer Geschichte ein Schulmädchen gewesen. Mein Vater war Vorsitzender der Eisenbahngesellschaft in Tieling. Er und meine Mutter wurden verurteilt und in hohen, spitzen weißen Hüten durch die Stadt geführt. Ich mußte hinter diesem schrecklichen Zug gehen. Aber die Eltern überlebten und wurden rehabilitiert." Verantwortung gegenüber den Opfern und innere Überzeugung, sagt sie, haben ihr die Kraft zur Darstellung dieses Typs einer Funktionärin gegeben, für diese Rolle wurde übrigens ein Wettbewerb ausgeschrieben, aber nicht viele meldeten sich, wollten sie spielen. Zehn Monate haben die Dreharbeiten gedauert, der Regisseur Xie Jin, einer der namhaftesten in China, war sehr streng, erzählt Xu Songzi, vier Monate lang mußten alle Schauspieler am Drehort leben, durften die Straße nicht verlassen, alle Geschehnisse in Hibiscus Stadt sollten so wahrhaftig wie möglich dargestellt sein.

Der Film errang 1987 in China die drei höchsten Auszeichnungen, den „Preis der hundert Blüten", den „Goldenen Hahn" und den Preis der Regierung für das beste politische Kunstwerk. Xu Songzi freut sich sehr, daß ihr Film auch in Karlovy Vary Anerkennung findet und dann verrät sie uns noch ein Geheimnis. „Ich habe vor drei Wochen in Peking geheiratet und meine Flitterwochen unterbrochen..." Die Schauspielerin lächelt.

„Die Schauspielerin". Der Film erzählt von einer starken, jungen, mutigen Frau, die einen ungewöhnlichen Weg geht, von der Schauspielerin Maria Rheine, die sich im faschistischen Deutschland als Jüdin ausgibt, um ihre Liebe zu einem jüdischen Kollegen nicht verraten zu müssen. Corinna Harfouch als Maria Rheine im DEFA-Film des Regisseurs Siegfried Kühn nach Hedda Zinners Roman „Arrangement mit dem Tod". In Karlovy Vary uraufgeführt, wird er zum 50. Jahrestag der faschistischen Kristallnacht im November seine DDR-Premiere erleben. Die Schauspielerin kam nur für ein paar Stunden ins Thermal, zum festlichen Filmempfang, denn daheim in Babelsberg steht Corinna Harfouch derzeit in einer neuen Hauptrolle vor der Kamera. Der Film „Treffen von Travers" ist dem 200. Jahrestag der Französischen Revolution gewidmet, das

Unterbrochene Flitterwochen ...

Regiedebüt des Schauspielers Michael Gwisdek, mit dem sie verheiratet ist.
Die Theaterschauspielerin Corinna Harfouch, seit 1983 am Berliner Ensemble, wurde von Roland Gräf für den Film entdeckt und spielte bei ihm in „Das Haus am Fluß" und in „Fallada – letztes Kapitel". Ein Gesicht, das sich einprägt: nicht ebenmäßig schön, bestimmt von ausdrucksvollen Augen, blau, tiefliegend und leuchtend. Die Figur der Maria Rheine, die zur Jüdin Manja Löwenthal wird, sich erst langsam bewußtwerdend der tödlichen Konsequenz ihres persönlichen, ganz privaten Widerstands gegen ein unmenschliches System – diese Rolle habe ihr alles abverlangt, sagt sie, ein seltenes Glück für eine Schauspielerin, so eine Frau zu verkörpern.
Ein schöner Augenblick, wenn Tamara Makarowa, die große alte Dame des sowjetischen Films und Lebensgefährtin des verstorbenen Regisseurs Sergej Gerassimow, Corinna Harfouch umarmt, ihr gratuliert ...

Grund zum Strahlen: Preisgekrönt gleich beim ersten Anlauf – Corinna Harfouch mit Xu Songzi.

Rendezvous mit FREIE WELT: Chinesisch-tschechisch-deutsche Gesprächsrunde.

Im nächsten Heft:

Hauptstadt, die aus den Nähten platzt

Stimmt Sofias Wappenspruch „Wächst, aber altert nicht" noch? Über Alltagsfreuden und Alltagssorgen der Stadtväter stand Oberbürgermeister Stefan Ninow uns Rede und Antwort.

Foto: D. Christel

Vor der Ernte kommt die Saat

Reinigungsanlagen des VEB „Petkus" sorgen dafür, daß das Saatgut richtig aufbereitet wird. Dabei kooperieren die Wuthaer seit langem mit ihren Partnern in Woronesh. Direktbeziehungen zum beiderseitigen Nutzen.

Der Titicacasee in Böhmen

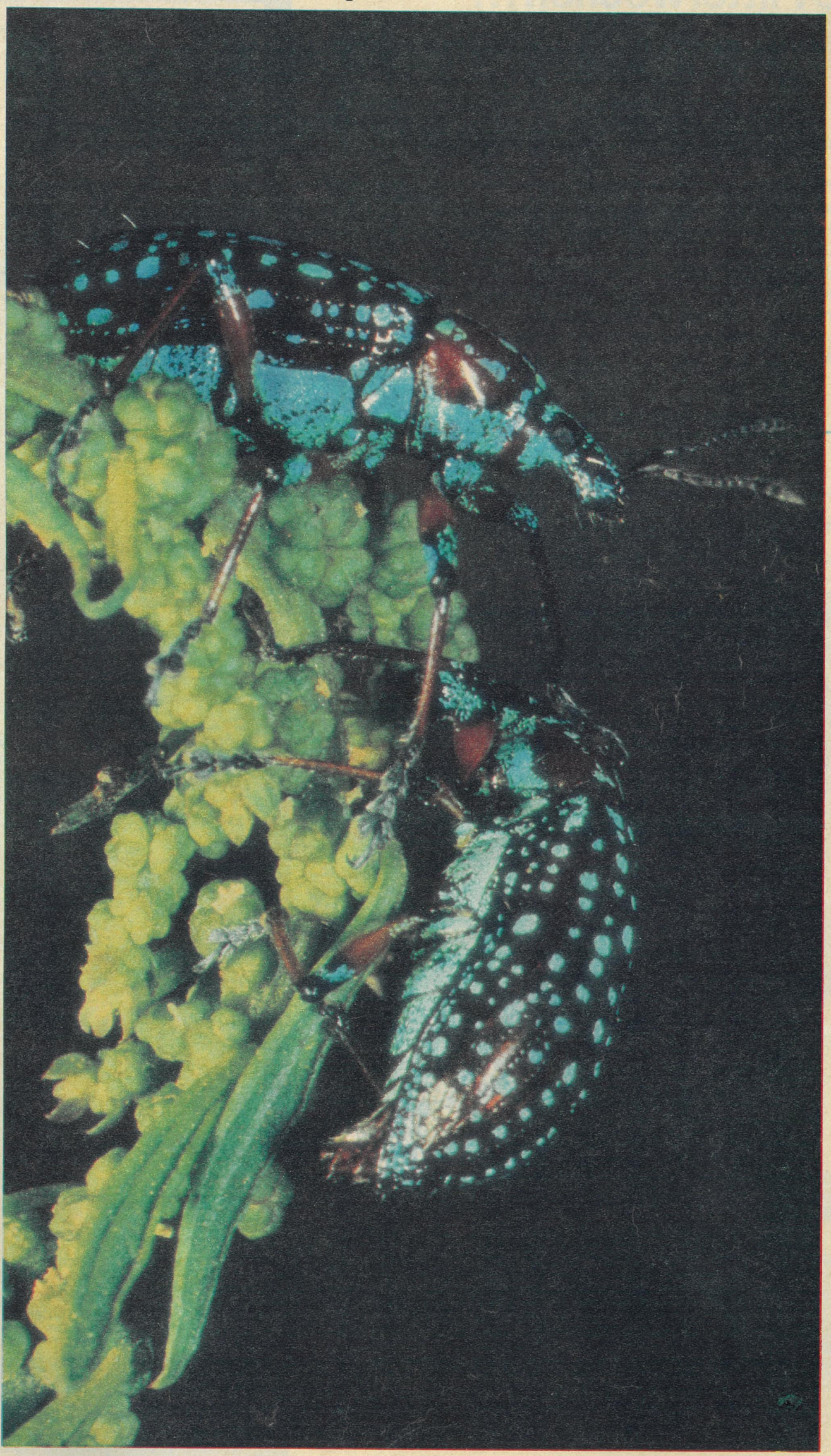
Wie Diplomingenieur und Hobbyforscher Pavel Pavel (Foto rechts) durch sein ungewöhnliches technisches Experiment ein indianisches Geheimnis lüftete.

Foto: K. Ulček

Gefahr für Jasnaja Poljana?

Tolstois Landsitz, ein Chemiekombinat und die Folgen ... Probleme um eine weltbekannte Gedenkstätte und wie sie gelöst werden sollen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



Es gibt keinen Menschen, der die heute bekannten Käferarten auch nur annähernd überblickt. Inzwischen schätzt man ihre Anzahl auf knapp eine halbe Million. Täglich werden neue entdeckt. Allein die Familie der Rüsselkäfer hat etwa 50 000 Arten hervorgebracht. Diese Formenfülle ist nicht zuletzt mit der Herausbildung des Rüssels verbunden, der es den Käfern erlaubt, ihre Eier durch ein Bohrloch in das Innere der Wirtspflanzen abzulegen. Die Brut ist seitdem nicht mehr unmittelbar von ihren vielen Feinden bedroht, sie kann sich unter günstigen Feuchtigkeitsbedingungen in sauerstoffreicher Luft entwickeln. Aus dieser Lebensweise erklärt sich auch die Kleinheit der meisten Rüsselkäfer. In einem krautigen Pflanzenstengel, einem Blütenboden, einer Haselnuß kann kein großer Kerf gedeihen. Nur solche Arten, die beispielsweise im Mark von Palmstämmen leben, erreichen bis sieben Zentimeter Körperlänge.

Unsere abgebildete Art mißt kaum einen Zentimeter und entwickelt sich im Stengel bestimmter Gänsefußgewächse. Wie so oft, leben auch in diesem Fall mehrere Rüsselkäferarten in unterschiedlichen Teilen der gleichen Wirtspflanze: in den Blüten, Früchten, Stengeln und Wurzeln. Häufig bevorzugen die Tiere einer Art nur eine einzige Wirtspflanzenart, ein weiterer Grund für die Formenvielfalt dieser Käferfamilie.

Mit den leuchtenden Farben der Rüsselkäfer und vieler anderer Arten hat es eine eigene Bewandtnis. Besonders die schillernden Metallfarben werden nicht durch Farbpigmente, sondern durch Lichtbrechung und Interferenz an dünnen, nahezu durchsichtigen Hautstrukturen hervorgerufen. Die Schillerfarben vieler Schmetterlingsflügel beruhen auf dem gleichen Effekt.

Pracht-Rüsselkäfer

PREISFRAGE:

Die größte heute lebende Käferart mißt (ohne Fühler)

a) 7 cm
b) 17 cm
c) 27 cm

Antworten bitte auf Postkarte bis 17. August 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin 1056

So war es richtig in Heft 13/88: Die anfallenden Arbeiten im Termitenstaat verrichten Weibchen, Männchen und ältere Larven (c). Es gewannen: 100 M – N. Oßwald, Waltershausen; 75 M – R.-P. Klein, Jena; je 50 M – J. Wolf, Holzdorf/Ost; C. Reddig, Rostock 21; H. Franke, Schmiedeberg.

Text und Foto: Dr. Matthias Freude, Redaktion: Christel Kotsch